

Die Neue Welt.

Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 24.

1883

Erscheint alle 14 Tage in Hefen à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Böse Zungen.

Novelle von A. Titus.

(Schluß.)

Da stand nun Herr Doktor Ambrosius Gerlach an der Küste des schönen Sizilien und blickte tiefsinnig auf das blaue Meer hinaus. Was war nun aus ihr geworden, an deren Seite er sein Glück zu finden gehofft, wenn — nun wenn — er wagte den Satz nicht auszusprechen! Hätte er Schlimmes von ihr gehört, er hätte es mit grausamer Freude aufgegriffen, um den Stachel in seinem Innern damit abzustumpfen, die Vorwürfe, die ihm sein Herz machte, damit zu pariren. Allein es kam gar keine Kunde von ihr und das erhöhte seine Unruhe. Man schrieb ihm nichts davon, daß sie sich an Kurt Rohlf's angeschlossen; ohnehin war dieser gleich nach der Katastrophe aus dem Leben geschieden; man wußte auch nicht, wo sie war. Sie hatte also nicht, wie er befürchtet, einen Mangel an Takt dadurch bewiesen, daß sie ihr Unglück in alle Welt hinausgeschrien, sich selbst ins beste und ihren Gatten in das schlechteste Licht gestellt hatte, sondern sie hatte Feingefühl genug gehabt, schweigend vom Schauplatz zu verschwinden. Sie hatte dem öffentlichen Klatsch sich völlig entzogen, aber auch wehrlos preisgegeben. Und von ihrem Gatten keine Unterstützung verlangt, — die für sie bei dem Hausverwalter niedergelegten Mittel waren unberührt geblieben. Sie hatte also gerade das nicht getan, was er befürchten mußte, wenn er den anonymen Briefen glauben wollte, die Meta den nötigen Takt absprachen, um sein Haus zu repräsentiren. Vielleicht litt sie die bitterste Not und verschmähte dennoch seine Hülfe.

Und dazu kam noch ein anderer qualender Gedanke — kurz bevor der Bruch erfolgte und Meta sein Haus verließ, hatte sie ihm anvertraut, daß sie sich Mutter fühle. Er hatte in seinem Zorn nachher gar keine Rücksicht darauf genommen. Seitdem war nun schon ungefähr ein Jahr verflossen. Hatte sie einem Kinde das Leben geschenkt? Seinem Kinde? Und war sein Kind gleich in den ersten Tagen verdammt, das Elend seiner Mutter zu teilen? Sollte er es gar nicht kennen lernen?

Solche und andere Gedanken quälten den ruhelosen Mann. Er hatte sich elend gemacht und konnte nun seinem Elend nicht enttrinnen; es verfolgte ihn über Gebirge und Meere. Die Verzweiflung begann ihn zu erfassen und er gestand sich ein, daß er vergebens gegen sich selbst und gegen den Zug seines Herzens

ankämpfe, daß er ahne, Meta Unrecht getan zu haben, und daß er gut machen müsse, was er an ihr verschuldet.

Aber da regte sich der Wurm in seinem Innern wieder. Wenn ihn Meta nun doch hintergangen hätte! Der Zug des Herzens ist weder ein exakter noch ein beruhigender Beweis.

So schwankte der unglückliche Doktor Ambrosius zwischen seinen Zweifeln hin und her, und es dünkte ihm fast wie Hohn, daß die Sonne ihn so golden beschien und das Meer ihn so blau anlachte! Er dachte des Tages, da ihm Meta zum erstenmal begegnet und wie eine lichtstrahlende Fee in seinem einsörmigen und freudlosen Leben erschienen war. Und nun! Er barg sein Gesicht in die Hände — da klopfte ihm jemand auf die Schulter und eine fröhliche Stimme rief im unverfälschtesten berliner Dialekt:

„Na, oller Junge, man nich so ungemütlich!“

Doktor Ambrosius fuhr auf aus seinem dumpfen Hinbrüten und sah sich seinem pariser Freunde, Herrn Albert Schmidt — oder wie dieser sich spaßhaft zu nennen pflegte: Albert Schmidt und Comp. — gegenüber. Schmidt war geborener Berliner, befand sich aber seit zehn Jahren in Paris. Der Doktor hatte ganz vergessen, daß Schmidt, der halb zum Vergnügen, halb für sein Weingeschäft eine Reise nach Italien unternommen, mit ihm brieflich übereingekommen war, daß man sich in Marsala treffen wolle.

Freund Schmidt hatte seine beste Laune mitgebracht; er war einer jener gemütlichen Berliner, die alles von der praktischen Seite nehmen und von denen vielleicht noch nicht einer am gebrochenen Herzen gestorben ist.

„Du sißest ja so tiefsinnig da, wie eine Schleiereule,“ meinte der lustige Berliner; „schütze dir einmal aus, Alter; dann wollen wir sehen, ob Schmidt und Comp. etwas gegen deinen Jammer tun können.“

Herr Schmidt, obschon ein ganz gebildeter Mann, konnte sich trotz seiner langen Abwesenheit von Berlin doch nicht das Vergnügen entgehen lassen, wenigstens zuweilen mit und mich, resp. Dativ und Akkusativ, zu verwechseln.

„Dagegen wirst du nichts tun können,“ sagte Doktor Ambrosius mit schweremütigem Lächeln.

„Wollen sehen,“ meinte Schmidt; „Schmidt und Comp. haben schon schwierigere Aufträge effluirt.“

Die Freunde setzten sich zusammen am Ufer des blauen Meeres nieder, und Doktor Ambrosius begann zu erzählen. Er verschwieg nichts und beschönigte nichts. Schmidt hörte aufmerksam zu, nur ab und zu durch eine kurze Frage unterbrechend. Der Abend sank hernieder, die Sterne zogen auf und Doktor Ambrosius erzählte immer noch; Schmidt hörte noch immer zu. Endlich war der Doktor zum Schlusse gekommen; er hob das Haupt empor, sah dem Freunde ins Gesicht und sagte:

„Du weißt, warum ich elend bin; aber du wirst nun auch wissen, daß du mir nicht helfen kannst.“

Der lustige Schmidt war sehr ernst geworden.

„Zunächst weiß ich noch etwas,“ sagte er, „was du nicht zu wissen scheinst.“

„Nun?“

„Daß deine Meta unschuldig ist und daß du eine Torheit begingst, als du sie von dir stießest.“

„Das Gefühl habe ich auch,“ sagte Doktor Ambrosius.

„Aber die Beweise!“

„Die Beweise!“ rief Schmidt halb ärgerlich. „Da kommt eben ganz und gar der Professor zum Vorschein mit seiner dreimal verdamnten Gründlichkeit. Ihr wißt z. B. ganz genau, ihr großen Grübler und Denker, daß ihr vorhanden seid. Aber den Beweis dafür zu finden, sperrt Ihr Euch in modrige Stuben ein und kommt dann endlich mit einer Beweisführung hervorgetrocken, die kein Mensch versteht. Wenn Mittags um zwölf Uhr der Himmel wolkenlos ist, dann bemüht Ihr Euch zu beweisen, daß auch die Sonne scheint.“

„Die Philosophie, lieber Schmidt, hat mit dem Herzen nichts zu tun, sondern nur mit dem Verstand,“ sagte der Doktor.

„Hier aber handelt es sich um eine Herzensangelegenheit.“

„In der das Herz allerdings besser den richtigen Weg findet, als Euer sogenannter Verstand,“ fiel Schmidt ein.

„Aber ich muß den Zweifel aus meinem Herzen vertreiben,“ sagte Doktor Ambrosius. „Und das kann ich nur durch Beweise!“

„Gut!“ sagte Schmidt, „du hast gesehen, wie die anonymen Briefschreiber dich belogen haben. Hat dir Meta etwa Unehre gemacht, wie sie dir prophezeit haben?“

„Nein!“

„Hat sie dich gelangweilt?“

„Nein!“

„Hat es dir Unannehmlichkeiten bereitet, daß sie keine klassische Bildung besaß?“

„Nein!“

„Du begreifst also, daß man von seiner Frau nicht verlangen kann, daß sie gerade ein Zubegriff aller weiblichen Tugenden sei. Und was dann, wenn die Frauen den Spieß umdrehen wollen? Die eine zeichnet sich eben so aus, die andere so. Eine nach modernen Begriffen hochgebildete Frau hätte es schwerlich verstanden, es dir zu Hause so behaglich und gemüthlich zu machen, wie Meta, nicht wahr?“

„Zawohl,“ sagte Ambrosius; „es mag Frauen geben, die alle diese Vorzüge in sich vereinigen, aber es können nur sehr wenige sein.“

„Du siehst also,“ sagte Schmidt, „daß du die Schwäche hattest, dir von vornherein falsche Ansichten über deine Frau von unbekanntem Schufte aufdrängen zu lassen.“

„Wie gerne wollte ich das wieder gut machen,“ seufzte Doktor Ambrosius, „wenn ich nur die Beweise hätte, daß Meta mich nicht hintergangen hat.“

„Immer wieder die Beweise,“ sagte Schmidt. „Da ich aber weiß, daß ihr Professorenmatrinen absolut unverbesserlich seid, so schlage ich eine Radikalkur vor.“

„Nun?“

„Ich reise nach eurer Heimat und treibe die Beweise auf, daß Meta unschuldig ist. Wirst du dann zufrieden sein?“

„O wenn du das könntest,“ rief Ambrosius freudig erregt

und drückte die Hand Schmidts. „Aber“, fuhr er traurig fort, „du wirst es nicht können!“ und sein Haupt sank auf die Brust.

„Sei nur kein solcher Schmachtlappen“, sagte Schmidt in seiner derben Weise. „Ich bin fest überzeugt, daß die Beweise zu beschaffen sind. Für vernünftige Menschen wären sie überflüssig; für einen Doktor der Philosophie muß man sie schon herbeischaffen. Aber nun komm!“

Die Freunde erhoben sich und kehrten zum Hotel zurück. Die Stimmung des Doktors hatte sich doch gehoben durch Schmidts mit Wärme angeführte Gründe.

Schon am andern Morgen reiste Schmidt ab, um nach Meta zu forschen. Der Doktor ließ ihm ganz freie Hand. Wenn die Sache gut stände, dann sollte ihn Schmidt telegraphisch herbeirufen.

Doktor Ambrosius Gerlach verbrachte vierzehn lange und bange Tage in Marjala. Die Zeit kroch ihm bleiern und träge dahin und seine schlimmen Gedanken beschlichen ihn häufiger denn je, wenn er am Ufer des vom leichten Winde gekräuselten Meeres saß.

Endlich kam ein Telegramm. Es enthielt nur die Worte: „Komme nach F. —!“ womit ein kleiner Ort in Norddeutschland bezeichnet war, nicht allzu nahe bei dem heimlichen Städtlein, aber auch nicht allzuweit davon.

In einer Viertelstunde war Doktor Ambrosius schon unterwegs, und er langte, Tag und Nacht reisend, auf dem kürzesten Wege in F., einem ziemlich dürftigen Dorfe, an. Allein seine Hoffnungen sollten sich nicht so schnell erfüllen.

Schmidt empfing ihn am Bahnhof mit ungewöhnlich ernstem Antlitz. Sie begrüßten sich herzlich. Schmidt kam den stürmischen Fragen des Doktors zuvor und sagte:

„Die Sache ist etwas verwickelt. Ich habe dich hieher bestellt, weil ich mir über den Ausgang der Sache nicht gewiß bin, und weil ich dich dem Klatsch deiner Heimat nicht aussetzen will.“

„So erzähle nur“, sprach Doktor Ambrosius gepreßt.

„Dann laß uns dabei einen Spaziergang machen“, sagte Schmidt; „im Freien erzählt sich besser, als zwischen fremden, lauschenden Ohren.“

So schritt er durch blühende Gefilde am Ufer eines kleinen Baches entlang. Das Dorf war nur eine große und langgestreckte Reihe einzelner Gehöfte. Der Doktor sah nichts davon.

„Nun erzähle“, drängte er, „du spannst mich ja auf die Folter.“

„Allzuviel ist eigentlich nicht, was ich weiß“, sagte Schmidt.

„Ich hab' mich zunächst in den Wirtschaftshäusern herumgetrieben, wo Kurt Rohlf's sich aufzuhalten pflegte, und in deren einem er bei einer wüsten Rauferei den Tod gefunden hat. Er wurde durch einen Messerstich, der die Lunge traf, tödtlich verwundet. Was ich sonst von ihm hörte, zeigt, daß er einen abschreckenden Charakter besaß, der für deine Meta absolut nicht anziehend sein konnte. Er hat noch anderthalb Tage gelebt, nachdem er den tödtlichen Messerstich empfangen, und wie alle verdorbenen und niederträchtigen Menschen, so überfiel auch ihn in diesen schweren Stunden die blasse Furcht vor dem Tode. Er glaubte an die ewige Verdammnis, da es sich einige fromme Leute nicht hatten nehmen lassen, den Unglücklichen noch in seinen letzten Stunden tüchtig mit dem jüngsten Gericht zu bearbeiten. Und da machte er ein Geständnis!“

„Ha! ein Geständnis!“ fiel der Doktor ein, dessen Erregung den höchsten Grad erreicht hatte.

„Zawohl“, fuhr Schmidt fort, „und zwar ein Geständnis, das für dich nicht ohne Wichtigkeit ist. Er gestand nämlich, seine Base Meta in einen ungerechtfertigten Verdacht gebracht zu haben. Sie sei ganz und gar unschuldig in dieser Sache und für ihn habe es keine andere Triebfeder dabei gegeben, als seinen Uebermut und seinen bösen Charakter, weshalb es für ihn ein Vergnügen war, das Glück anderer zu führen.“

„Das hat er gestanden“, sagte leuchtend der Doktor.

„Gewiß“, sagte Schmidt, „er sagte es zu zweien seiner Freunde, die an seinem Sterbebett standen und von denen ich nach vielem Forschen die Gewißheit bekommen habe. Damit sind auch die Beweise geliefert, die du verlangt hast. Wenn sie dir nicht genügen, mußt du schon warten, bis du den Kurt Kohns im jenseits wieder triffst.“

„Oh, ich bin glücklich“, rief Doktor Ambrosius, „ich bin übergelukkig. Aber wo ist sie, wo ist Meta, daß ich ihr meinen schmählichen Verdacht abbitte und in ihre Arme fliege!“

„Ja“, sagte Schmidt achselzuckend, „das ist eben die schwache Seite an den Resultaten meiner Forschungen. Und du trägst nicht den geringsten Teil der Schuld daran. Solche Professorenaturen wie du beschäftigen sich immer lieber mit den entferntesten Sternen, als mit den einfachsten und nächstliegenden Bedürfnissen. Während du zwölf Monden lang nach den Beweisen für Metas Treue geseufzt, hast du sie selbst ganz außer Acht gelassen und ihr damit natürlich die Meinung beigebracht, sie sei dir ganz gleichgültig geworden.“

„Das glaubt sie — o ich Elender“, sagte der Doktor ganz zerknirscht.

„Ja, das denke ich mir nur“, sagte Schmidt. „Denn ich habe trotz des eifrigsten Nachsuchens auch nicht die geringste Spur von ihr finden können.“

Der Doktor starckte ihn erst wie geistesabwesend an. „Keine Spur“, stammelte er. „Und die Eltern?“

„Nun, die wollten mir erst gar keine Antwort geben. Endlich, nach vielem Bitten, gingen sie mit der Sprache heraus und sagten, sie wüßten ebensowenig wie ich, wo Meta sei. Wenn sie tot oder im Elend sei, so sei nur der Umstand schuld, daß der Herr Doktor sich gar nicht mehr um sie bekümmert habe.“

Der unglückliche Doktor sah aus, als habe er den Verstand verloren. Schwer und keuchend entrang sich der Atem seiner Brust und dicke Schweiß perlte von seiner bleichen Stirn.

„O ich Elender, ich Elender!“ stöhnte er wiederholt. Seine Kniee schlotterten und drohten zusammenzubrechen.

„Du bist noch angegriffen von die weite Reise“, sagte Schmidt; „laß uns dort in das Bauernhaus eintreten und etwas Milch zu uns nehmen!“

Sie bogen um eine Ecke, über welche man das Dach des Hauses hervorragen sah. Vor dem Hause sah man einen mächtigen Apfelbaum, unter welchem sich eine Bank befand. Und auf dieser Bank saß eine weibliche Gestalt mit einem Kinde auf dem Arm, die den Ankommenden den Rücken zudrehte.

Doktor Ambrosius, der, den Blick stier zu Boden geheset, seinem Freunde wie willenlos folgte, sah nichts von alledem. Die Frauengestalt unter dem Baume, die einfach, aber nicht ländlich gekleidet war, schien die Ankömmlinge nicht zu bemerken, bis Schmidt ihr einen „Guten Morgen!“ bot.

Sie drehte sich rasch herum, nachdem sie ihre Brust verhüllt, die sie soeben dem Säugling auf ihren Armen gereicht, und stand errötend auf. Den Doktor erblickend stieß sie einen Schrei aus, während der Doktor erst wie eine Bildsäule sie anstarrte, dann auf sie zustürzte und sie mit Zärtlichkeiten fast erdrückte.

Das war Meta, sein Weib, mit ihrem Kinde, mit seinem Sohn, den sie ihm freudig entgegenhielt.

Doktor Ambrosius konnte vor Glück und Aufregung kaum ein vernünftiges Wort hervorbringen, während Meta, sanft lächelnd wie immer, ihren Gatten und Herrn Schmidt einlud, ihr in das Haus zu folgen.

Dort fanden sie nur eine freundliche alte Frau vor; die ganze übrige Bewohnerschaft arbeitete auf dem Felde.

Man grupperte sich um den großen Eichtisch in der geräumigen Wohnstube, während die alte Bäuerin einen kleinen Imbiß aufrug. Meta erzählte in schlichter und ruhiger Weise, wie sie hierher gekommen war. Die alte Bäuerin, die Mutter des Hofbesizers, hatte einst Meta aus der Taufe gehoben. Sie saß hier auf dem sogenannten Altenteil, der aus zwei Stiebzimmern bestand und sie hatte Meta schon häufig eingeladen, sie auf längere Zeit zu besuchen oder, wenn sie sich in Not befinden sollte, sich ganz bei ihr aufzuhalten. Meta war von jeher der Liebling der alten Frau gewesen und diese Neigung wurde von der letzteren Sohn, einem wohlhabenden Hofbesizer, und dessen junger Frau geteilt, sobald sie Meta kennen gelernt hatten. So war denn Meta in dieses stille Asyl geflüchtet. Sie hatte mit Stidereien für ein Geschäft in der nächsten größeren Stadt genug erworben, um ihrer Wirtin nicht zur Last zu fallen, denn sie besaß viel Geschicklichkeit in diesen Arbeiten. Hier war auch der kleine Ambrosius zur Welt gekommen, den jetzt der übergelukkig Vater in der Stube umhertrug.

Doktor Ambrosius wußte sich vor Freude kaum zu fassen. Er hatte sein rosiges junges Weib wieder, die ihn mit einem holden Knaben beschenkte. Der goldene Sonnenschein früherer Tage ging für ihn wieder auf und die ganze Welt schien ihm nur Glück und Lust zu atmen. Er wollte aber auch die Schatten der Vergangenheit ganz hinwegscheuchen. Darum zog er Meta an sich und fragte leise: „Kannst du mir aber auch verzeihen?“ Worauf Meta sanft antwortete: „Ich hatte dir längst vergeben, denn ich wußte, daß du dich der Wahrheit doch nicht immer verschließen würdest.“

Er stand beschämt vor so viel Edelsinn. Dann aber begann er das gütige Geschick zu preisen, welches ihn habe Weib und Kind wieder finden lassen, die er schon verloren geglaubt habe.

Da fing Schmidt, der seinen ganzen Humor wieder gewonnen hatte, laut an zu lachen.

„Nu höre mich auf mit das Geschick“, rief er. „Das Geschick bin ich!“

„Wieso?“ frug Doktor Ambrosius.

„Nun“, sagte Schmidt, „ich habe deine Frau ausfindig gemacht und nicht das Geschick.“

„Also du wußtest, daß meine Frau hier war und liefest mich auf dem ganzen Weg hierher in den fürchterlichsten Zweifeln schmachten?“

Schmidt sah Meta an. „Nun“, sagte diese, „die kleine Strafe hatte der böse Herr Gemahl doch wohl verdient!“

Des Doktors Stirne entwölkte sich. „Du hast recht“, sagte er und zog Meta in seine Arme, „du mußt mich erst entschuldigen.“

Was mit einem feierlichen Kusse bestätigt wurde, welcher Scene die alte Bäuerin lachend zusah, während der kleine Ambrosius, der sich noch vor dem Barte seines Vaters fürchtete, laut ausschrie.

„Kinder“, sagte Schmidt, „nun werdet ihr mir wohl glauben, daß es besser ist, wenn ihr euch nicht den bösen Zungen der Kleinstädter mehr aussetzt. Ich werde auch nach der Heimat zurückkehren und da seid ihr wohl so vernünftig und kommt bei mich nach Berlin.“

Die Wüste Sahara.

Von W. Blos.

„Raum für alle hat die Erde!“ sagt der Dichter, und dies Wort behält heute noch seine Wahrheit gegenüber der zuweilen so sehr grassirenden Ueberbevölkerungsfurcht. Wir können noch sehr ruhig schlafen ob der Eventualität, daß die Menschheit sich so schnell vermehren könnte, um etwa auf dem Erdball

keinen Raum mehr zu finden. Wenn dieser Fall einmal eintreten sollte, so wird man nicht wissen, wo die Gebeine der heutigen Generation ruhen. Wir kennen diese Erde und ihre Hilfsmittel noch gar nicht genau, was sich namentlich in bezug auf den Erdteil Afrika sagen läßt. Dort ist noch viel Raum

für solche, die in Europa keinen Platz mehr haben sollten. Auf einen Flächenraum von 30 000 000 Quadratkilometer kommen in Afrika etwa 205 000 000 Menschen, d. i. eine verhältnismäßig sehr dünne Bevölkerung.*)

Trotzdem Afrika schon auf den ältesten Blättern der historischen Aufzeichnungen genannt wird, trotzdem die ältesten Kulturstaaten mit Afrika in Verbindung standen, trotzdem am Nil selbst eine der ältesten Kulturen überhaupt emporgeblüht ist und trotzdem an der afrikanischen Mittelmeerküste sich Staatsgebilde zeitweilig erhoben hatten, welche ihre Herrschaft weithin über europäische und asiatische Länder erstreckten, ist doch heute nur die Peripherie der ungeheuren Territorien, die den afrikanischen Kontinent bilden, vollständig bekannt und zugänglich. Das Innere kennen wir nur ganz oberflächlich, und es gibt Landstrecken genug, die noch kein europäischer Fuß betreten hat. Und auch die Peripherie ist nur langsam bekannt geworden. Zwar sollen phönizische Seefahrer um 600 v. Chr. auf Geheiß des ägyptischen Königs Necho Afrika umschiffen haben, indem

sie aus dem roten Meer ausfuhren und durch die Säulen des Herkules, d. i. die Meerenge von Gibraltar, zurückkehrten. Die Schilderungen jener sagenhaften Seefahrt sind äußerst abenteuerlich; so sollen die kühnen Seefahrer an der Südspitze Afrikas in eine Meeresregion geraten sein, die so dicht mit grünen Schlingpflanzen bedeckt war, daß die Schiffe nicht mehr weiter konnten und nur durch besonderes Glück dieser Gefahr entgingen. Die Karthager drangen weit in Westafrika vor, wie viele nachgelassene Kulturmerkmale bezeugen, und der karthagische Seefahrer Hanno soll bis zur Küste Sierra Leona gekommen sein. Man weiß noch von mehreren Umschiffungen Afrikas im Altertum, von denen aber keine mit Sicherheit nachgewiesen werden kann. Die Vorstellungen der Alten von Afrika blieben verworrene und dunkel. Unter der römischen Herrschaft in Afrika verlegte man sich auf die genaue Erforschung der nördlichen Küstenländer,

und als die römische Herrschaft von der maurischen abgelöst wurde, stockte die eigentliche Forschung fast ganz. Erst die Portugiesen fanden zu Ende des 15. Jahrhunderts den Seeweg um Afrika nach Ostindien, und von da ab erweiterte sich die Kenntnis von dem fabelhaften Lande immer mehr, unter den

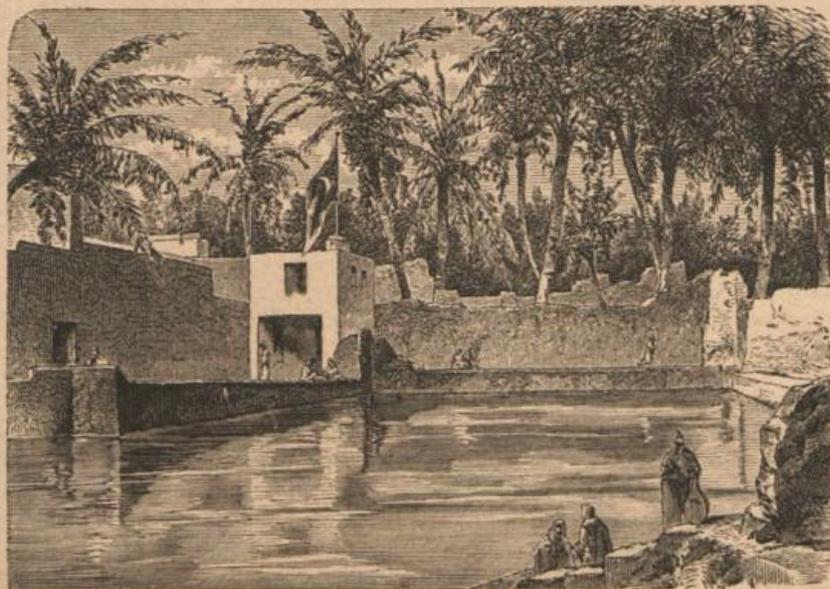
größten Opfern, welche einzelne im Interesse der Gesamtheit brachten. Die Erforschung Afrikas rückt langsam, aber stetig vorwärts. Viele haben ihr Leben dafür geopfert, noch mehrere es dafür gewagt, ein Verdienst, das weit höher anzuschlagen ist, als siegreiche Schlachten zu Wasser und zu Land.

Eine völlige Erschließung Afrikas würde für Europa, für die ganze Erde von der großartigsten Bedeutung sein, und wenn sie mit einemale geschehen könnte, einen bedeutend größeren Umschwung hervorbringen, als seinerzeit die Ent-

deckung Amerikas, da ja heute unsere Verkehrsmittel unendlich mehr entwickelt sind, als zur Zeit des Kolumbus und Vasco de Gama. Allein die Erschließung dieses geheimnisvollen Landes wird nur nach und nach vor sich gehen, und man wird die zahllosen Schätze, die in seinen innern Regionen verborgen liegen, nicht mit einemmal, sondern gleichfalls nur allmählich für die Zivilisation zugänglich machen können. Das liegt zwar teilweise an der historischen Entwicklung der einzelnen Volksstämme, welche Afrika bewohnen, weit mehr aber an der örtlichen Beschaffenheit jener Regionen, die den Zugang zu den innern Ländern Afrikas vermitteln. Mangel an genügenden Verkehrsmitteln, klimatische Einflüsse und der zähe Widerstand vieler Stämme gegen die Fremden sind die Ursachen, die es so sehr erschweren, das Innere Afrikas aufzuschließen und die dort verborgenen Schätze zu heben, die im Besitz der unentwickelten Völkerschaften keineswegs zu einer auch nur annähernd ihrer Bedeutung entsprechenden Bewertung kommen.

Wenn wir von Schätzen im Innern Afrikas sprechen, so

verstehen wir darunter, daß in gewissen, uns jetzt nicht zugänglichen Gegenden durch eine moderne Bewirtschaftung ein großer Reichtum an wertvollen Produkten aller Art gewonnen werden könnte. Aber Afrika ist auch ungemein reich an Landstrecken, die schwerlich und nur nach großen, heute noch sehr problematisch, wo nicht unmöglich scheinenden Veränderungen einen Gewinn bringen könnten.



Die Quelle von Rhadames.



Gazelle.

*) Europa hat	9 500 000 qkm.	mit	315 500 000	Einw.,
Asien	44 500 000	"	835 000 000	"
Amerika	43 000 000	"	89 570 000	"
Australien	9 000 000	"	4 000 000	"

Also ist noch Raum genug vorhanden und alle Angst vor Uebervölkerung um einige Jahrtausende verfrüht.

Wir meinen jene Landstriche, die man als Wüsten bezeichnet und die sowohl durch ihre Lage, als durch ihre Ausdehnung ungemein viel dazu beitragen, den Zugang zu den übrigen Ländern zu erschweren und die mit ihrer an ihren Traditionen und Gewohnheiten starr festhaltenden, allen Neuerungen sich hartnäckig verschließenden Bevölkerung ein gewaltiges Hindernis gegen das Vordringen europäischer Kultur in Mittelafrifa bilden.

Das große Wüstenland Afrikas, die berühmte Sahara (die Betonung liegt auf dem letzten a), erstreckt sich der Länge nach von der Nordwestküste am atlantischen Ozean bis zum Tal des Nil, also so ziemlich quer durch den ganzen breitesten Teil von Afrika, und reicht in der Breite von den Höhenzügen des Atlasgebirges in Marokko und Algier bis zu den Ländern des Sudan, wo der gewaltige Strom Niger seinen Lauf in weitgeschwungenem Bogen beginnt. Der Sudan umfaßt im Gegensatz

zur Sahara die Länderstrecken Innerafrikas, die keine Wüsten, aber bis jetzt dennoch größtenteils unerforscht geblieben sind.

Die Sahara bildet, als Ganzes genommen, eine Hochebene, und umfaßt einen Flächenraum von 110 000 Quadratmeilen oder etwas mehr als 6 Millionen Quadratkilometer*). Man kann sich den Umfang dieses ungeheuren Wüstengebiets vorstellen, wenn man damit vergleicht, daß das deutsche Reich 9818 Quadratmeilen oder 540 610 Quadratkilometer zählt, also noch nicht so groß ist, als der zehnte Teil der Sahara.

Um der Sahara ihren gegenwärtigen Charakter zu geben, haben verschiedene Umstände zusammengewirkt. Zunächst die außerordentliche Hitze, welche das zentralafrikanische Klima mit sich bringt und die so groß ist, daß einzelne Organe des menschlichen Körpers, wie z. B. das Auge, dauernd durch dieselbe geschädigt werden können. Der Himmel — wie man nun ein-



Gebirgslandschaft der Wüste Sahara.

mal die in blauer Farbe prangende Luftschicht, welche die Erde umgibt, nach gutem alten Brauch immer noch nennt — zeigt zur Zeit der größten Hitze ein tiefes und reines Blau, wie wir es im Norden niemals zu sehen bekommen, einen kostbaren Farbenton für das Auge des Künstlers, aber eine trostlose Oede für den verschmachtenden Pilger der Wüste, vor dessen fieberisch erregtem Blick dann häufig jene trügerische Luftspiegelung, die Fata Morgana, erscheint, welche mittels eigentümlicher Brechung der Lichtstrahlen ganz entfernte Gegenstände und Orte in die Nähe des Wanderers verjagt und diesen täuscht. Er sieht eine Karawane; da ziehen sie ganz deutlich dahin, die hochbeladenen Kameele, und nebenher reiten die begleitenden Beduinen mit ihren weißen Mänteln; er sieht einen grünen Palmengain mit einem frischen Quell, — kommt er aber in die Nähe, so verschwindet die trügerische Luftspiegelung, und den Getäuschten hüllt nach wie vor der glühende Dunst der Sandwüste ein. Die Luft wird bei der außerordentlichen Hitze so hell und rein, daß man einzelne Gegenstände auf unglaubliche Entfernungen ganz genau erkennen kann. Das vielgeübte Auge der Beduinen

leistet darin ganz außerordentliches. Die Hitze steigert auch den Durst ins großartige. Allein gerade das Wasser ist der kostbarste und seltenste Artikel und schwer zu transportieren. Es muß in Schläuchen mitgeführt werden. Kommt man zu einer guten Quelle, so ist es nichts ungewöhnliches, wenn der vom Durst gepeinigete Reisende binnen verhältnismäßig kurzer Zeit 10—12 Schoppen Wasser trinkt und dann noch durstig ist. Wer die Wüste bereisen will, muß Durst vertragen können. Die Spezies der münchener Biertrinker könnte dort nicht gut gedeihen. Und doch gibts zuweilen auch so kühle Nächte, daß das Trinkwasser in den Schläuchen Eis zu bilden beginnt.

Während die glutholle Wüsten Sonne den Boden dörrt und austrocknet, so daß die Quellen und Flüsse ohnmächtig in dem heißen Wüsten sand ersticken, ist der Boden selbst von solcher Beschaffenheit, daß er von jeher die Bildung von Wüstenflächen ungemein begünstigt hat. Man hatte früher häufig angenommen,

*) Nach neueren Forschungen umfaßt die Sahara ein Gebiet von 149 000 Quadratmeilen oder über 8 Millionen Quadratkilometer.

das Gebiet der heutigen Sahara sei früher ein großes Binnenmeer gewesen, und man betrachtete die Sanddünen der Sahara als einen Beweis dafür. Die Funde von zahlreichen Muscheln sowie die vielen Salzseen und Sümpfe dienten gleichfalls als Belege dafür. Allein man hat sich mit der Zeit überzeugt, daß es sich doch anders verhält. Weitans der größte Teil der Sahara besteht aus Hochflächen von Sandstein, der durch die Einwirkung des Klimas zerbröckelt und nur so die Sandwüste gebildet hat. So erklärt sich auch Alexander von Humboldt die Entstehung der Sandwüste. Die Sandsteinplateaus werden durchbrochen von Urgebirgen, die aus Gneis, Granit und zum Teil auch aus Porphyr bestehen, und gewöhnlich da, wo sich der Sandstein und das Urgebirge berühren, finden sich die Oasen, die fruchtbareren und wasserreichen Stellen innerhalb der großen Wüste vor. Der Raum, den die Region der Dünen und des Fluglandes in der Sahara einnimmt, ist der geringere; der größere Raum verteilt sich auf Gebirgs- und Felsengegenden, Steppen und Weiden, und der kleinste Teil auf fruchtbare Oasen und angebautes Land. Die Gebirgs- und Felsengegenden sind natürlich für den Reisenden fast ebenso schwer zu passieren, wie die Sandregionen; die Dürre und Hitze ist ebenso groß, und es fehlt nicht minder an Wasser und Nahrungsmitteln. Steppe und Gebirge bieten keine allzugroße Ausbeute für die Jagd. Die Wüstentiere müssen sich nach den Flächen wenden, wo für sie Nahrung vorhanden ist, und nur auf dem ihnen günstigen Terrain kommen sie in größerer Menge zusammen, so daß ergiebige „Jagdgründe“ entstehen, die denn auch von den Wüstenbewohnern weiblich ausgebeutet werden.

Es liegen ziemlich ausreichende Beweise dafür vor, daß die Wüste früher nicht so ausgedehnt war wie heute und daß sie einen größeren Wasserschatz hatte. Dies läßt sich auch für historische Perioden noch nachweisen. So ist das Kameel erst nach Beginn der christlichen Zeitrechnung in Nordafrika heimisch geworden; im Süden des Atlasgebirges gab es Elefanten, welche bekanntlich von den Karthagern ihrer Zeit für den Kriegsdienst abgerichtet wurden; und man hatte da, wo heute Sümpfe und kleine Seen sind, Wasser genug, daß sich Flußpferde darin tummeln konnten. Heute gibt es weder Elefanten noch Flußpferde mehr; nur Krokodile kommen noch vereinzelt vor, die dereinst nach den alten Schriftstellern in kolossalen Mengen vorhanden waren. Man findet auch an verödeten und verlassenen Punkten Reste und Trümmer von römischer Kultur, ein Beweis, daß die Wüstenbildung zu jener Zeit keine so intensive und der Wasservorrat ein reichlicher war; sonst hätten die Römer sich nicht so weit nach Süden festsetzen können. Zwar haben alle Wüstenstriche heute noch ihre Regengüsse, von denen diese Quellen gespeist werden, allein der Wassermangel bildet neben der Sandübersflutung überall das hervorragende Moment. Wo Wasser vorhanden ist, bildet sich in der Sahara auch gewöhnlich eine üppige Vegetation; wo Wassermangel und Sand zusammentreffen, erstirbt jede Vegetation.

Bei Regengüssen erweitern sich viele Quellen der Wüste zu Flüssen, ja zu reißenden Strömen, die sich tiefe Betten gegraben haben und die bei der Hitze wieder austrocknen oder als feuchte Bäche dahingleiten, bis sie im Sande zerrinnen.

Und auf diesem Raum, der nach der neuesten Berechnung zwölfmal so groß ist als das deutsche Reich, leben nach den jüngsten Feststellungen 5 343 000 Menschen, so daß auf zwei Quadratkilometer ein Bewohner kommt!

Die schweigende Wüste mit ihren gezackten Sanddünen und ihren riesigen Gebirgen, ihrer Jata Morgana und ihrem tiefblauen Himmel, ihren Oasen mit Palmenhainen und Quellen, ihren langgestreckten Karawanen und wilden Beduinen, ihren Sandstürmen und ihren Wüstenwegen, an denen Knochen von Menschen und Tieren in großen Massen bleichen, sie macht den Eindruck des Großartigen und Furchtbaren, und die bloße Schilderung dieser Großartigkeit begeisterte Freiligrath zu seinen glühenden Wüstengefängen, ohne daß er jemals den Boden Afrikas betreten, geschweige denn eine Wüste gesehen hatte. Der Sänger der Wüste hat freilich, wozu er als Dichter das Recht

hat, sich in manchem Punkte sehr von der Wirklichkeit entfernt, und seine berühmten und schönen Verse:

„Ich irr' auf mitternächt'ger Küste,
Der Norden, ach, ist kalt und klug,
Ich wollt', ich fäng' im Sand der Wüste,
Gelehnt an eines Hengstes Bug!“

können uns hinreißen; allein bei genauer und nüchterner Betrachtung ist das Wüstenleben ein ödes und trauriges bei all den äußern poetischen Erscheinungen. Wenn er sagt:

„O Land der Zelte, der Geschoffe,
O Volk der Wüste, lähn und schlacht!
Beduin, du selbst auf deinem Kasse
Bist ein phantastisches Gedicht!“

so sind das wieder herrliche Verse, allein diese Beduinenstämme erscheinen vielfach, näher betrachtet, als ein brutales, grausames, bentegieriges, hinterlistiges und treuloseres Räubergesindel, und man hat alle Ursache, zufrieden zu sein, daß man nicht mit ihnen zu tun hat, wenn man von ihren Raubzügen und Mordtaten hört.

Das Vereisen der Wüste ist ein sehr gefährliches, namentlich für Europäer, die einerseits den Einflüssen des Klimas, andererseits dem Mißtrauen und der Habsucht der Eingeborenen ausgesetzt sind. Diese Reisen sind, wenn man nicht die großartigen Mittel hat, eine eigene Expedition auszurüsten, nicht anders zu ermöglichen, als indem man sich einer der zahllosen Handelskarawanen anschließt, welche die Wüste nach allen Richtungen hin durchkreuzen und sich ihre bestimmten Straßen gebildet haben. Diese Straßen haben ihre Stationen bei Oasen oder Brunnen. Die Karawane (eigentlich persisch, „Handelschutzgesellschaft“ bedeutend) ist eine Gesellschaft, die sich vereinigt hat, um gemeinsam, zum besseren Schutz gegen die Räuberhorden der Wüste, ihre Waaren zu transportieren. Die Karawanen bestehen also gewöhnlich aus Kaufleuten, die den Tauschhandel der Wüstengebiete vermitteln, und diesen Gesellschaften schließen sich die anderen Reisenden an. Die Waaren werden mittels der Kameele oder Dromedare befördert, welche ausdauernden und zur Wüstenreise wie geschaffenen Tiere auch zum Reiten benutzt werden. Zwar machen auch die Pferde die Wüstenreisen mit, aber man hat selbst zum Reiten Kameele lieber, weil sie stärker, gelehriger und ausdauernder sind. Das „Schiff der Wüste“, wie man das Kameel nennt, ist für den Wüstenbewohner überhaupt das nützlichste Tier, das es geben kann. Er verwendet von diesem Tier fast alles. Das Fleisch wird gegessen, die Milch getrunken, aus den Haaren werden Filz und Garn, aus der Haut Schläuche verfertigt; der Kameelmist gibt Brennmaterial. Das Kameel macht mit sieben bis zehn Zentnern auf dem Rücken täglich einen Weg von fünfzig Kilometer oder noch mehr. Beim Beladen läßt es sich auf die Kniee nieder. Ohne dieses Tier wären die Wüstenreisen kaum durchzuführen.

Die Tierwelt der Wüste ist, wenn auch nicht allzureich, doch sehr interessant und farbenbunt. Da ist zunächst der „König der Wüste“, dessen markerschütterndes Brüllen Nachts durch die Einöden tönt, bis das gelbmähnige Raubtier ein Opfer mit rotem, warmen Blut gefunden hat. Durch die Steppen und Wüsten rennt der große und seltsame Vogel Strauß, der nicht viel weniger dumm als groß ist und seinen Kopf in den Sand steckt, wenn er sich verbergen will. Seltsamerweise gelten seine Federn als Symbole der Wahrheit, und die ägyptischen Richter trugen sie auf dem Kopf. Der kaiserliche Schlemmer Heliogabal im alten Rom aß gern Straußengehirn und ließ das Gericht für seinen Hof in großen Massen zubereiten. Die Giraffe mit dem langen schlanken Hals, dessen Ausbildung im Kampf ums Dasein Darwin so scharfsinnig zu erklären versucht hat, treibt sich mehr in den südlichen Gegenden der Sahara umher und wird viel gejagt; der lange schlank Hals wird dem armen Tier mit langen haarhart geschliffenen Schwertern im Jagden abgehauen. In Rudeln oder allein streift durch die Steppe oder durch den Sand der Wüste die „fromme, schlankte Gazelle“, die Gemse der Wüste, jene flüchtige Antilopenart mit dem feinen

Gliederbau, mit den zierlichen Bewegungen und jenen schönen großen dunklen Augen, die so rührend den grausamen Verfolger um Schonung ansehen können. Der Araber vergleicht Augen und Gestalt seiner Geliebten so gerne mit denen der Gazelle. In einem Liede, das die Nomaden der Wüste singen, heißt es:

„Du wirst Scherifa sehen, ein stolzes Mädchen,
Sie ist stolz, sie ist edel,
Ihre Augen sind der Gazelle Augen,
Wenn sie sorgsam bangt um die Zungen u. s. w.“

Die stinke Gazelle wird auch mit eigens dazu abgerichteten Falken gejagt — eine grausame Jagd. Der blutgierige Vogel schlägt der fliehenden Antilope die Fänge in die Augen und hindert sie an der Flucht, bis die Jäger herankommen und sie töten.

Der Wüstenfuchs mit seinen großen Ohren, den Schallfängern, duckt sich im Gestrüpp und lauert auf Beute. Er ist ein hübsches und zierliches Tierchen, das auf unglaubliche Entfernungen hört und sich leicht verbergen kann, da sein Fell graubraun ist und mit der Farbe des Wüstenbodens in Eins zusammenläuft. Dazwischen schwirren die Springmäuse umher, als ob sie flögen, zierliche, leichte Geschöpfe, mit langen Hinterbeinen und kurzen Vorderpfoten. In der Nacht hört man weit hin das widrige, langgezogene Geheul des blutdürstigen Schakals, und die leichenwittrnde feige Hyäne schleicht heran, die gerne in die Kirchhöfe einbricht, die Gräber aufwühlt und Leichen verzehrt. Sie ist wohl die Urheberin der Sage von den Ghuls, jenen bösen Geistern, welche Leichen verzehren und Menschen dazu verführen sollen. Wilde, grausige und blutige Szenen spielen sich innerhalb dieser Tierwelt ab, und der „Löwenritt“, den Freiligrath in einem seiner berühmtesten Gedichte geschildert, mag vielleicht doch nicht so ganz ein Spiel der Phantasie sein. Aber wie Freiligrath sich endlich abwendete von dieser Tierwelt der Wüste, wo die schlanke Gazelle und die Giraffe den blutdürstigen Fleischfressern zum Opfer fallen, wie er sich los sagte mit den Worten:

„Zum Teufel die Kameele,
Zum Teufel auch die Leu'n;
Es raucht durch meine Seele
Der alte deutsche Rhein —“

so wollen auch wir uns wieder zur ruhigen Betrachtung der verschiedenen Erscheinungen des Wüstenlebens wenden.

Wie schwer es ist, die einzelnen Wüstenstriche zu durchforschen, wenn die Natur nicht mit Oasen, Quellen und Wasserbecken an die Hand geht, das beweist die Tatsache, daß Wüstenstriche, die ganz nahe an den kultivirten Ländern liegen, noch

kaum erforscht sind. So erstreckt sich die libyische Wüste verhältnismäßig gar nicht so weit vom Mittelmeer zwischen Egypten und dem Lande Barka, dem alten Cyrenaika, und doch gibt es in dieser Wüste noch Strecken genug, die kein Europäer je betreten hat. Das Klima duldet es nicht. Eine epochemachende Reise durch diese Wüste hat Gerhard Rohlfs im Anfang der siebziger Jahre im Auftrage und mit Unterstützung des Khedive von Egypten ausgeführt. Trotzdem er mit allen modernen, einem solchen Zweck dienenden Mitteln bis zum Ueberflusse ausgestattet war, stieß er doch auf unüberwindliche Hindernisse. Selbst auf französischem Gebiet, in Algier, hat man südlich des Atlasgebirges noch nicht weit vordringen können, und die dortigen militärischen Stationen haben mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. So ist der Weg von dem algerischen Orte el Golea nach Zusalah, einer Stadt der Tuat, heute noch einer der gefährlichsten. Im südlichen Algerien vermitteln den Uebergang des Landes in die Wüste die bekannten Galsa- (Alfa-) Pflanzungen. Das Galsa ist eine große, saftige Grasart, die theils als Futter für die Tiere dient, theils zur Anfertigung von Matten und Flechtwerk dient; in neuerer Zeit wird das Galsa viel nach Europa ausgeführt, um zu Papier verarbeitet zu werden.

Die Oasen sind je nach der Bodenbeschaffenheit größere oder kleinere fruchtbare Landstriche, die sich innerhalb der Wüste vorfinden. Ihre Zahl ist eine sehr große, und sie haben theils eine feste, theils eine wandernde (nomadische) Bevölkerung. Meistens liegen sie da, wo das Urgebirge von Gneis oder Granit aus den Sandstein-Hochebenen der Wüste heraustritt und schattige Täler bildet. Ein gewisser Wasserreichtum muß zum Bestand einer Oase vorhanden sein. Um die Quelle herum erstreckt sich dann ein Dorf oder eine kleine Stadt, mit einem Palmengarten umgeben; in der weiteren Umgebung das dürstige Weid- und Ackerland, das die genügsamen Bewohner der Wüste zur Fristung ihres Daseins nötig haben. Wir sehen auf einem unserer Bilder die berühmte Quelle von Rhadames (genannt die Stuten- oder Krokodilquelle), welche als die eigentliche Schöpferin der Oase betrachtet werden muß. Rhadames, eine schöne, große Oase an der südwestlichen Grenze von Tripolis, wo dieselbe mit Algier zusammenstößt, gelegen, zeigt deutliche Spuren römischer Kultur, und die aus Steinquadern bestehende Einfassung der Quelle ist ebenfalls römische Arbeit. Früher muß, nach der Ausdehnung der Anlagen, mehr Wasser vorhanden gewesen sein. Das Wasserwerk wird auf Staatskosten betrieben und trägt der Regierung jährlich 50,000 Franks ein.

(Schluß folgt.)

Preussisches Wörterbuch.

Von Eduard Sach.

Wie man die Geschichte eines Menschen, eines Ortes, eines Hauses, eines Kunstwerkes, ja eines Möbels schreibt, so kann man auch die Geschichte eines Wortes schreiben. Die Geschichte vieler Wörter ist außerordentlich interessant und lehrreich, und wer sich davon überzeugen will, braucht nur einige größere Artikel im Grimm'schen Wörterbuch zu lesen. Noch bedeutender in dieser Beziehung sind diejenigen Wörterbücher, welche die einer Landschaft allein angehörigen, oder durch Veränderungen ihr eigentümlich gewordenen Wörter enthalten. Je reicher eine Mundart an eigentümlichen Wörtern und Wortformen ist, desto wertvoller ist sie dem Sprachforscher und dem Kulturhistoriker. Namentlich wird dieser in den Sammlungen, welche die einer Mundart eigentümlichen Wörter mit Erklärungen über ihren Ursprung und Gebrauch enthalten (Dictionen), ein reiches Material für die Erklärung und Darstellung der Bräuche und Sitten, der Meinungen und Handlungen, der sozialen Zustände und Formen, kurz des gesammten Volkslebens finden. Die Geschichtsschreiber, auch die, welche sich Kulturhistoriker nennen, haben sich bis jetzt vorzugsweise mit

den sogenannten „höhern Klassen“ beschäftigt und nur sehr wenig, und auch dann meistens nur beiläufig mit dem „Volke“. Freilich, das „Volk“ hat keine Akten geschrieben und keine Dokumente aufbewahrt, und darum ist es nicht leicht, seine Geschichte zu erforschen; aber es gibt doch manches, was sich recht gut dazu verwerten läßt, und nicht am wenigsten die Sprache.

Von besonders hervorragender Bedeutung für Kulturhistoriker und für Sprachforscher ist das „Preussische Wörterbuch“, welches Joeben H. Frischbier in Königsberg i. Pr. herausgibt. Es gibt wohl keine zweite Landschaft in Deutschland, deren Sprache so viele und so absonderliche, ihr ausschließlich angehörige Wörter besitzt, als die Provinz Preußen. Vor 650 Jahren begann der deutsche Ritterorden die Eroberung dieses von slavischen Völkern bewohnten Landes. Seit dieser Zeit hat dort bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts eine nur zeitweise unterbrochene Einwanderung stattgefunden. Aus allen Gegenden Deutschlands, aus Holland und der Schweiz zogen Ritter, Priester, Gelehrte, namentlich aber Bauern und Handwerker in das Land jenseits der Weichsel.

Die letzten Reste des alten Preußen verschwanden mit ihrer Sprache erst im 16. Jahrhundert. Die Litauer und Masuren konnten nur sehr langsam zurückgedrängt werden, und ein respektabler Teil hat sich mit der alten Sprache bis auf diesen Tag behauptet. In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts eroberten die Polen einen großen Teil des Landes; ihre Herrschaft dauerte über 300 Jahre, und ihre Sprache lebt dort noch heute. Alle die grundverschiedenen Sprachen und Dialekte haben von einander angenommen und an einander abgegeben. Die von Anfang an fortschreitende Sprache war Deutsch (Plattdeutsch), und bereits seit Jahrhunderten ist sie die herrschende. In den gebildeten Klassen hat sich hier früher als in anderen Gegenden Norddeutschlands das Hochdeutsch oder vielmehr Schriftdeutsch eingebürgert. In dem Deutsch, wie es das Volk spricht, und zumteil auch in dem der gebildeten Klassen, finden sich Idiotismen aus den entlegensten Zonen Deutschlands (z. B. Baiern, Hessen, der Nordsee Küste), Reste von der Sprache der alten Preußen, Lehnwörter aus dem Litauischen, Masurischen (einem Dialekte des Polnischen) und dem „Hochpolnischen“. Dazu kommt noch, daß in dieser fernem „Ostmark“, welche immer nur in einer sehr losen Verbindung mit dem großen deutschen Reiche stand, sich ziemlich eigenartige, von den slavischen Elementen stark beeinflusste Anschauungen, Sitten und Bräuche entwickelten und in der Sprache zum Ausdruck kamen. Man wird demnach ermessen können, wie viel Eigentümliches das „Preußische Wörterbuch“ dem Sprachforscher und Kulturhistoriker zu bieten vermag. Ein paar Beispiele mögen das Gesagte bestätigen.

Die Gemeinde-Vorsteher (Schulzen) haben seit Jahrhunderten einen Krummstab, der Krivule heißt. (Die zweite Silbe wird betont und lang gesprochen). Das Wort stammt von dem litauischen „krivar“, „kreivar“ = krumm; im Polnischen gibt's ein ähnliches Wort. Der Geschichtsschreiber Joh. Bogt leitete es — wohl mit Unrecht — von „Grive“, dem Oberpriester der alten Preußen, ab. Nicht irgend welcher Stod darf als Krivule benutzt werden, sondern man wählt dazu eine eigentümlich geformte, verschlungene Baumwurzel, oder in deren Ermangelung einen von zwei Nebenästen in Schlangenform umwundenen, dem Merkurstabe ähnlichen Stod. Soll eine Gemeindeversammlung stattfinden, so wird die Krivule im Dorfe umher geschickt. Der Turmus für den Umgang steht genau fest, und es sendet den Stab Nachbar zu Nachbar, bis er wieder in das Schulzenamt zurückkehrt. Ins Haus gebracht darf der Stab nicht werden; der Träger klopft nur an die Tür, meldet, daß die Krivule da sei und lehnt sie an die Wand; sie muß sofort weiter befördert werden. Gewöhnlich ist jetzt auf einem angebundenen Zettel der Gegenstand der Beratung vermerkt; sind in der Versammlung Zahlungen zu leisten, so deutet dies in einigen Gegenden ein umgewundener Leinwandlappen, in anderen ein angebundener Knopf an. Nach dem Stabe werden die Gemeinde-Versammlungen Krivule (auch Kravul, Krawol, Krava, Krewulle) genannt. In manchen Gegenden nennt man überhaupt alle Zusammenkünfte, namentlich zu Spiel und Unterhaltung, Krivul. Man geht in die Krivul, man kommt aus der Krivul. In Pommern heißt der Krummstab „Kludde“, und zwar gibt's da eine große und eine kleine Kludde; die große wird herumgeschickt, wenn Bauern und Knechte zusammen kommen sollen, die kleine, wenn die Versammlung nur die Bauern betrifft. In neuerer Zeit wird in deutschen Dörfern die Krivule, „Schulzenstab“, „Schulzenzeichen“, „Dorfknippel“ genannt. Da der mit christlich-germanischen Ideen sich viel plagende König Friedrich Wilhelm IV. — aber das erzählt nicht Frischbier, sondern ich füge es hinzu — auch der Meinung war, daß „Krivule“ eine Erinnerung an den heidnischen Oberpriester sei, so fühlte er sich berufen, dieses Aergernis aus der Welt zu schaffen. Aber dem Verehrer romantischer Schrullen gefiel der Stab und die Art und Weise, wie er gebraucht wurde. Anfangs der fünfziger Jahre verordnete er oder ließ verordnen, daß jede Gemeinde ihrem Schulzen einen langen Stod mit dickem silbernen Knopf anschaffe, derselbe solle „Schulzenstab“

heißen und an Stelle der Krivule gebraucht werden. Die Bauern waren deswegen sehr ärgerlich über den König; aber es half ihnen nicht: die Landräte ließen die „Schulzenstäbe“ anfertigen und die Schulzen mußten sie nehmen und die Gemeinden bezahlen. Ich glaube, sie kosteten vier oder fünf Mark. Aber was geschah? Ein paar Jahre wurden die „Schulzenstäbe“ gebraucht, dann verschwanden sie und man suchte wieder die Krivule hervor. Vor einigen Jahren entdeckte ich in einem alten Schulzenhause den Schulzenstab mit silbernem Knopf auf dem Boden unter dem alten Eisen. Und der König? fragte ich lachend. Der Schulze antwortete nicht und stieß mit dem Fuße das alte Eisen in die düstere Ecke zurück.

Wenn gewisse Wörter häufig und bei verschiedenartigen Gelegenheiten gebraucht werden, so kann man daraus entnehmen, daß alte, gefestete Verhältnisse des Volkslebens, daß besonders soziale Zustände in denselben Ausdruck finden. So ist die Provinz Preußen durch ihre Armut bekannt; die Arbeiter, namentlich die auf dem Lande, haben sich zu allen Zeiten äußerst dürftig einrichten müssen. Wörter und Redensarten welche diese Armseligkeit bezeichnen, werden mit einer gewissen Vorliebe und oft mit gutem Humor gebraucht. So werden Lappen, Lumpen, Plundern allgemein „Koddern“ genannt, wahrscheinlich nach einem litauischen Worte. Aber auch Kleidungsstücke, und nicht nur schlechte und zerrissene, bezeichnet man als „Koddern“. Man sagt, die Koddern sind schwer zu verdienen, man muß sie schonen; denn auch Koddern gehen zu Schanden, d. h. werden leicht beschädigt, brauchen sich auf. Ist man in Kleidern und Wäsche zurück gekommen, so ist man „abgelodder“. Ein armer Mensch wird halb verächtlich, halb mitleidig ein „Kodderlapp“ genannt und, wenn er dabei ein Liedrian ist, „Kodderlaps“, „Koddrijan“, „Kodderniski“, „Kodderlakai“, „Kodderlapp von Zolday“. Er ist „verlodder und verlodder“. Wer sich mit Wäsche und Kleidungsstücken neu versehen, hat sich wieder „bekodder“. Ein mit Plitterstaat aufgepuztes Frauenzimmer heißt „Kodderpuppe“. Kinder machen sich gern Kodderpuppen, d. h. Puppen aus allerlei Lappen. „Kodder nicht dran!“ ruft man Kindern zu, wenn sie an Tüchern und Kleidern zupfen und reißen. „Kodder mich nicht so!“ sagt das Mädchen, namentlich wenn sie im Sonntagsstaat ist, zum Burschen, wenn dieser mit seiner Bärtlichkeit etwas stürmisch wird. Da Hiebe zunächst auf's Kleid fallen, so heißt „auf die Koddern kriegen“ Schläge oder doch Schelte bekommen, und einem „die Koddern voll hauen“ ihn tüchtig durchprügeln. Man „lodder“ sich mit einem, wenn man mit ihm zankt und streitet, aber nicht um jede „Koddererei“ (Kleinigkeit, Lumperei) macht man sich Feindschaft. Wo Armut, Elend herrscht, ist „die Koddererei groß — zu Hause“. „Dem Koddrigen kommt der Wind immer von vorne.“ „Das „glänzende Elend“ ist „eitel Koddererei“. Den heruntergekommenen Adel, „der sich auf sein bloßes Bon zu steifen roh genug ist“, nannte der Königsberger Philosoph K. Rosentanz „Kodderadel“. Auf die Frage: „Wie geht's?“ erhält man oft zur Antwort: „Koddrig und lustig.“ Uebrigens ist „Koddrig und lustig Edelmanns Volk“.

In früherer Zeit wurden in den preussischen Städten, z. B. in Königsberg, die Großbürger Junker genannt. Das Wort ist auf uns gekommen, aber der Begriff hat sich verändert: Junker werden von den „gemeinen Leuten“ die Söhne adeliger Gutsherren (nicht bürgerlicher, wie Frischbier irtümlich sagt) genannt. Die Dienstilente auf dem Lande mußten noch vor wenigen Jahrzehnten eine bestimmte Titular-Ordnung genau beobachten. Der adelige Rittergutsbesitzer mußte „gnädiger Herr“, seine Gemahlin „gnädige Frau“, die Tochter „gnädiges Fräulein“, der Sohn „gnädiger Junker“ genannt werden, der bürgerliche Rittergutsbesitzer „hochgeehrter Herr“, die Gemahlin „hochgeehrte Frau“ oder „Madam“, die Tochter „Mamsellchen“, der Sohn „junger Herr“. Da auch „gewöhnliche Frauenzimmer“ sich „Mamsellchen“ nennen ließen, und die bürgerlichen Gutsbesitzer-Damen den adeligen nichts vorgeben mochten, so wurde wenigstens für die Töchter das „Fräulein“ angenommen. Das Beiwort „gnädig“ wurde noch vor dreißig

bis zwanzig Jahren in bürgerlichen Familien mit gutem Geschmack als eine Albernheit verachtet; nur Offiziere und „überschnappie Kaufgesellen“ (Kommiss) machten auch die bürgerlichen Damen „gnädig“. — Der bäuerliche oder kölmische Gutsbesitzer hieß „geehrter Herr“ oder auch bloß „Herr“ (plattdeutsch meistens „Herrle“), die Frau „Madam“, „Madamke“, die Tochter „Mamsell“, „Mamselle“. Hauslehrer, namentlich Kandidaten, zeichneten sich in der Regel dadurch aus, daß sie die Frau „Ma Dame“ (dreifilbig) und die Tochter mit fünf deutlichen langen Silben „Mademoiselle“ nannten. Hatten die Herren noch eigene Titel, wie Graf, Baron, Rittmeister, Landrat u., so wurden diese angefügt. „Lieutenant“ wurde von adeligen Herren verschmäht, von bürgerlichen dagegen gern benutzt. Den Bauer nannten die Diensthleute „Wirt“, die Frau „Wirtin“, in manchen Gegenden auch „Bär“ und „Bärsche“. Der Gärtner (Zustmann) wurde vom Scharwerker, den er halten mußte, „He“, „Hei“ (Er), dessen Frau „Se“, „Sei“ (Sie, das weibliche Wort zu „Er“) genannt. Daß ein Bauer „Herr“ genannt werden könnte, habe ich erst in den fünfziger Jahren in der Memel-Niederung und zwar zu meinem großen Erstaunen erfahren. Als ich im Seminar war (1850), adressirte ein etwas „stolzer“ Seminarist die Briefe an seinen Vater, einen Bauer: „An den Herrn Besitzer B.“ Ein Seminarlehrer benutzte dieses Vorkommnis, um uns in einer Stunde höchst ernsthaft auseinanderzusetzen, daß es sehr unschädlich sei, einen Bauer „Herr“ zu tituliren; auch der Sohn dürfe es nicht tun. — Die Titular-Ordnung wurde den Diensthleuten vorgeschrieben. Ende der dreißiger Jahre kaufte ein adeliger Lieutenant ein Rittergut von einem Herrn Meyer, welchen die Leute „hochgeehrter Herr“ titulirt hatten. Als der neue Besitzer einzog, wurden sämtliche zu dem Gute gehörigen Leute zusammengerufen und ihnen mit eindringlicher Rede eingeschärft: ihren neuen Herrn hätten sie nicht „hochgeehrter Herr“, sondern „gnädiger Herr“, seine Frau „gnädige Frau“, ihre Schwester (Kinder hatte die neue „Herrschaft“ noch nicht) „gnädiges Fräulein“ und die Mutter der gnädigen Frau, eine Generalswittve, „Erzellenz“ oder

„Frau Erzellenz“, ich weiß das nicht mehr genau, zu nennen. (Die Leute nannten sie in der Regel „gnädige Frau Erzellenz“.) Das gab lange Zeit großen Wirrwarr unter den Leuten und Stoff zu boshaften Bemerkungen. Es wurde auch von Strafen gesprochen für diejenigen, welche nicht richtig titulirten; ob solche wirklich angedroht oder gar vollzogen worden, weiß ich nicht. Und diese Anordnungen wurden getroffen und für wichtig gehalten von einem Manne, der schon nach wenigen Jahren als einer der „liberalen“ Edelleute Ostpreußens berühmt geworden ist. Ähnliches habe ich später von einem bürgerlichen Gutsbesitzer erlebt. Er war immer nur „geehrter Herr“ gewesen. Eines Tages fiel es ihm ein, er müsse eigentlich ein „hochgeehrter Herr“ sein; er sagte das den Leuten, aber sie wollten es nicht glauben, und erst, als er einen ziemlich vollständigen Wechsel durchgeführt, konnte er sich ohne Aerger des neuen Prädikats erfreuen.

Ob die Lust zu solchen Schrullen sich verloren hat? — Die Stufen mit „hochgeehrter“ und „geehrter“ sind wohl verschwunden; aber alles — ich möchte fast mit dem wiener Droschken-Kutscher sagen „a jed Lump“ — will jetzt „gnädig“ sein. Die Herren Gutsbesitzer, auch die „liberalen“ — das Wort kann anständigerweise ohne Gänsefüßchen gar nicht mehr gebraucht werden — sind neuerdings auf militärische Titel verlesen, und der „Leutnant“ oder „Reserveleutnant“ präsentirt sich heutzutage überall im Ochsenstall und in der Dorfgrube, als Schweinezüchter und Kuppscheller (Kosttäuscher), beim Klatsch und in der Schlafstube, und in seiner Gegenwart muß die „Kindsmargell“ zur „gnädigen Frau Tante“ sagen: „s' schön, dem Herrn Leutnant sein Kleinstes! Die gnäd'ge Frau Leutnant — ach, da schimpft sie ja schon!“ Was ist's? Sie hat eben die Geburtsanzeige in der Zeitung gelesen, und da steht unter dem Namen ihres Mannes nicht bloß „Leutnant“, sondern „Res.-Lieut.“

Wohin hat mich das „Preussische Wörterbuch“ geführt? — Man sieht, es ist mehr darin, als der Titel verheißt, und manches Wort gibt zu bedeutsamen Erinnerungen und auch zu ernstern Betrachtungen Anlaß.

Charles Dickens, sein Leben und seine Werke.

(Schluß.)

Nach dem großen Erfolge, welchen Dickens mit der Veröffentlichung der Pickwickier erzielt hatte, gab er zu Anfang des Jahres 1836 seine Tätigkeit als parlamentarischer Berichterstatter auf und widmete sich von nun an ganz der Schriftstellerei. Am 21. April 1836 verheiratete er sich mit Kate Hogarth, der ältesten Tochter seines Mitarbeiters am „Morning Chronicle“ — George Hogard. Im Januar 1837 ward ihm der erste Sohn geboren; im März desselben Jahres verließ er seine etwas unbequeme Wohnung in Turnivals Inn und zog nach Doughty Street Nr. 48. Im März 1838 kam hier seine älteste Tochter, Mary, zur Welt, im Oktober 1839 seine zweite Tochter Kate; kurz nach deren Geburt bezog die Familie ein schönes Haus mit großem Garten in Devonshire Terrace und hier erblickte am 8. Februar 1841 sein viertes Kind, ein Sohn, das Licht der Welt; diesem folgten im Laufe der Jahre noch vier Geschwister. Dickens war ein höchst zärtlicher Vater, er liebte besonders seine Töchterchen leidenschaftlich, ging ganz auf ihre Ideen ein und bot alles auf, ihnen eine heitere, glückliche Jugend zu bereiten. Er erzählte einst einem Freunde, daß seine beiden kleinen Töchterchen sich einen ganzen Abend lang abgemüht hatten, ihn Polka tanzen zu lehren, weil am anderen Tage ein Kinderfest war, wo sie mit ihm tanzen wollten. In der dazwischen liegenden Nacht wachte er auf und machte sich Gedanken darüber, ob er wohl den Tanz noch könne, — und was tut er? — trotz der im Zimmer herrschenden Winterkälte steht er mitten in der Nacht auf und probirt, Polka zu tanzen, und siehe, am anderen Tage ging es vortrefflich! — Doch diese häuslichen Freuden beschränkten ebensowenig als die Leiden späterer Jahre seine literarischen Arbeiten. Mit frischem Mute

kämpfte er weiter gegen die moralischen Mißbräuche seiner Zeit, und dies stets mit dem Stachel seines wohlwollenden Humors und mit seinem erschütternden Patoß!

Der Roman „Oliver Twist“, welcher im Jahre 1838 erschien, schilderte die Lebensgeschichte eines Knaben, der im Armenhause geboren wird; von hartherzigen Gemeinbeauffsehern erzogen, wird er in die Welt hinausgestoßen, aber es ist herrlich geschildert, wie das Gute in diesem armen Kinde, trotz aller Versuchung, immer wieder siegt; es bleibt rein inmitten des Lasterpfuhles, in welchen man ihn stieß. Meisterschaft ist die Schilderung der Verbrecher und der Untaten derselben; hierin liegt der Hauptwert dieses Buches: das Laster wird nie bemäntelt oder gar anziehend geschildert, sondern scharf und klar gezeichnet und in seinen richtigen Konsequenzen dargestellt. Oliver Twist hat der Welt einen großen Dienst geleistet! Es würde zu weit führen, auf einzelne Szenen hier näher einzugehen; nur eine mit erschütternder Naturwahrheit gegebene Schilderung wollen wir hervorheben; es ist das die Szene, in welcher die edle Rosa, eine Dame in glücklichen Lebensverhältnissen, die Diebin Nancy aus ihrer schlechten Umgebung erretten und in ihr Haus aufnehmen will; allein die Diebin will sich nicht aus ihrem Sündenpfuhl erheben lassen, weil sie den Verbrecher und Mörder Sikes liebt. Sie sinkt der edlen Dame zu Füßen und ruft im tiefsten Schmerze:

„Sie sind die erste, die mich mit solch' erbarmenden Worten beglückt, und hätte ich diese vor Jahren gehört, so wäre mir ein Leben voll Sünde und Elend erspart geblieben. Aber jetzt ist's zu spät, es ist zu spät!“

„Neue und Buße kommt niemals zu spät!“ entgegnete Rosa.

„Ich kann nicht, ich kann nicht,“ rief die Diebin im herbsten Seelenschmerze. „Wenn Mädchen, wie ich, die kein sicheres Dach haben, als dereinst den Deckel ihres Sarges, keinen Freund in der Stunde der Krankheit oder des Todes, als die Spitalwärterin, wenn solche Mädchen ihr verderbtes Herz an einen Mann hängen und ihn darin die Stelle der Eltern, der Heimat, der Freunde ersetzen und die Leere ausfüllen lassen, welches es ein ganzes, nichtwürdiges Leben über fühlte, — wer kann da hoffen, solche Geschöpfe zu bessern! Bemitleiden Sie uns, beklagen Sie uns, daß uns nur dies einzige weibliche Gefühl geblieben ist, und daß dies eine Gefühl, statt unser Trost und Stolz zu sein, durch Gottes schwere Richterhand eine neue Quelle des Fluches und der Leiden für uns werden muß. Nein, nein, ich kann nicht mehr zurück, ich bin mit eheuren Banden an mein früheres Leben gekettet, ich bin zu weit gegangen, um umkehren zu können! Gott segne Sie! Gute Nacht!“

Nach „Oliver Twist“ erschien bald „Nicholas Nickleby“. Nebst den scharfen Seitenhieben auf die damaligen schlechten Schulen ist auch in diesem Buche die freie Detailmalerei bewunderungswürdig. Der Humor ist frischer und naturwüchziger als in „Oliver Twist“. Thackeray erklärte den Brief der überspannten affektirten Schullehrerstochter Fanny Squeers an Ralph Nickleby, worin die Schilderung der Mache Nicklebys an ihrem Vater, dem grausamen Schullehrer, enthalten ist, für das Beste, was jemals in diesem Genre geschrieben wurde, und versicherte einen Freund, er sei, als er diesen Brief zum erstenmale las, vor Lachen von seinem Stuhle gefallen.

Nach nacheinander erschienen nun „Master Humphreys Wanduhr“, „der Naritätenladen“ und „Barnaby Rudge“. Von diesen fand der „Naritätenladen“ den größten Beifall. Einer der besten englischen Kritiker sagte hierüber: „Ich kenne keine Erzählung, welche geeigneter wäre, all' dasjenige im Menschenherzen zu stärken, was der Hilfe und Aufmunterung am meisten bedarf.“ Ueber den Tod der kleinen Nell sagt Dickens selbst: „Als ich zuerst anfing, meine Gedanken auf diesen Schluß zu richten, beschloß ich etwas zu schreiben, was von allen Leuten, denen der Tod schon nahe getreten, mit besänftigendem Gefühle und mit Trost gelesen werden könnte.“ —

Am diese Zeit traf Dickens selbst ein großer Kummer, — der Tod seiner Schwägerin Mary Hogarth. Dieselbe war eine jüngere Schwester seiner Frau und lebte ganz bei der Familie Dickens. Sie war nicht nur sehr schön, sondern auch höchst begabt und von edlem Charakter. Ihr Freundschaftsverhältnis zu Dickens war im schönsten und besten Sinne des Wortes eine Gemeinschaft edler Seelen. Sie war würdig, das Ideal eines Dichters zu sein, und übte nicht nur auf Dickens, auf dessen Frau und Kinder, sondern auf alle, welche sie näher kannten, einen wohlthuenden Einfluß aus. Kaum siebzehn Jahre alt, starb sie plötzlich, ohne eine Stunde krank gewesen zu sein, an einem Herzschlage. Der furchtbare Schrecken sowie der unsägliche Schmerz warfen Dickens so darnieder, daß er krank wurde und monatelang nicht arbeiten konnte. Noch nach Jahren schrieb er hierüber an einen Freund: „Ich glaube nicht, daß es je eine Zuneigung gab, wie die, welche ich zu ihr fühlte! Ihr Tod wirft einen furchtbaren Schatten über mich, und ich kann mich kaum fortbewegen. Niemand wird sie mehr entbehren, wie ich. Ihr Verlust ist so tief schmerzlich für mich, daß ich meinen Kummer nicht auszudrücken vermag.“

Und dieser Kummer war nicht der einzige, der Dickens Leben verbitterte. Noch grellere Dissonanzen machten sich fortwährend in seinem Hause fühlbar. Trotzdem ruhte die fleißige Feder nicht. Er entschloß sich sogar, eine Reise nach Amerika anzutreten, und schildert die Eindrücke, welche ihm dieser Ausflug machte, in meisterhafter Art in seinen „Notizen über Amerika“. — Bald nach seiner Rückkehr erschien auch das liebe „Weihnachtslied“ und „das Heimchen auf dem Herde“, welche beide reizende Geschichten dem Verfasser viele Freunde erwarben.

In dem 1844 erschienenen Roman „Martin Chuzzlewit“ finden wir oft Spuren von Uebermüdung, welche sich durch eine

gewisse Unnatürlichkeit einerseits, durch Manierlichkeit in Durchführung der Charaktere anderseits kennzeichnen. Die Gestalten dieses Romans sind nicht mit der gewohnten Sorgfalt gearbeitet; viele Szenen sind übertrieben und lassen deshalb kalt. Allein diese Mängel dürfen uns nicht Wunder nehmen, wenn wir bedenken, wie viel Dickens im Laufe weniger Jahre geschrieben hatte, auch gönnte er seinem Geiste zu wenig Ruhe, und war, infolge trauriger Familienerlebnisse, in heftigem, inneren Kampfe und mit sich selbst nicht im klaren.

Während dieses quälenden Seelenzustandes schrieb er „Bleak-House“ und „Little Dorritt“. Beide Werke zeigen viele Eigentümlichkeiten seiner Muse, aber trotz vieler Schönheiten wirkt bei beiden der Schluß enttäuschend. Das wunderbare Buch „Dombey und Sohn“ erscheint wie ein Uebergang in eine reinere Region. Wir fühlen beim Lesen dieses Buches, wie es in dem Dichter wogt und gährt, aber der geistige Horizont klärt sich wunderschön auf, die Sprache wird immer klarer, immer edler, die Lösung ist verführend und milde; allein an ergreifender Echtheit und Wahrheit der Empfindung steht doch der Roman „David Copperfield“ am höchsten. Bei dem Lesen dieses Meisterwerkes vergißt man, daß man nur liest; man erlebt alles mit. Der Dichter belehrt und ermahnt nicht nur, er erschüttert den Leser ins tiefste Herz hinein! Welch ein liebevoller Geist durchweht dieses Buch! Wie weiß Dickens rege Teilnahme zu erwecken für die, welche vom Unglück verfolgt, dennoch demselben nicht unterliegen, sondern mutig weiter kämpfen im Vertrauen auf die ewigen Grundsätze der Wahrheit und Rechtschaffenheit, welche auch Ungebildeten nicht fremd sind und in den niedrigsten Hütten eben so lebendig gefunden werden, wie in den Palästen der Reichen! — Keines seiner früheren Werke ist so bewundert worden, wie „David Copperfield“, — keines hat dem Dichter wärmere Teilnahme in allen Kreisen erworben, als dieses Buch, denn man vermutete damals schon, daß es zum größeren Teil eine Selbstbiographie sei. In welcher Beziehung und in welchem Grade dies der Fall war, erfuhr die Welt erst nach seinem Tode.

Wir wissen aus Goethes Leben, daß er Werthers Leiden schrieb, um sich von einer unglücklichen Liebe zu heilen. Dickens schrieb „David Copperfield“, um über sich selbst und seine unglücklichen Verhältnisse ins Klare zu kommen. Es ist nötig, darauf aufmerksam zu machen, daß die Annahme, David Copperfields Schicksale seien mit denen von Dickens durchaus identisch, eine irrige ist; dem ist denn doch nicht so; die traurigen Erfahrungen im Knabenalter sind in „David Copperfield“ natur- und wahrheitsgetreu wiedergegeben, allein das gilt nur teilweise von den schmerzlichen Täuschungen des reiferen Mannesalters. Dickens schrieb kurz vor seiner Scheidung von seiner Gattin an einen Freund: „So seltsam es auch ist, daß der Mensch nie in Ruhe und nie befriedigt sein kann und immer nach etwas strebt, welches nie erreicht wird, so daß man immer mit Plänen und Sorgen und Mühe beladen ist, so ist es doch klar und unumstößlich, daß es so sein muß und daß man durch eine unwiderstehliche Macht getrieben wird, bis die Fahrt vollendet ist. Aber es ist viel besser, vorwärts zu gehen und sich zu grämen, als stehen zu bleiben und zu verzweifeln.“ — Dann kommen Andeutungen über die „Enttäuschungen des Herzens,“ welche er in dem Roman „David Copperfield“ so ausdrücklich als den Schatten seiner ersten Ehe bezeichnete, und am Schlusse des Briefes sagt er: „Wie kommt es, daß, wenn ich jetzt in trübe Stimmung falle, immer ein Gefühl über mich kommt, wie bei dem armen David, von einem Glücke, daß ich im Leben verfehlt, und von einem Freund und Genossen, den ich nie gefunden habe?“

Dieser innere Konflikt wird in „David Copperfield“ durch den Tod gelöst, die kindische, kleine Dora, welche bei aller Liebenswürdigkeit doch ihrem Gatten nicht geistig ebenbürtig war, stirbt, und David findet in seiner langjährigen Freundin Agnes eine Seele, welche ihn ganz versteht und würdigt. Mit diesem schönen, seltenen Bilde einer reinen Seelenharmonie in der Ehe schließt das Buch.

Dickens' eheliches Leben schloß mit einer grellen Dissonanz; nach zweiundzwanzigjähriger Ehe trennten sich die Gatten, denn es war beiden unmöglich geworden, länger miteinander zu leben. Dickens schrieb hierüber an seinen Freund Forster: „Was meine häuslichen Verhältnisse betrifft, so gibt es keine Hilfe mehr dafür, Katharine und ich sind nicht für einander geschaffen; nicht bloß, daß sie mich mißmutig und unglücklich macht, auch sie wird es durch mich und in noch vermehrtem Maßstabe. Nichts kann das Gleichgewicht wieder herstellen, es ist für mich nicht mehr eine Sache des Willens, oder des Versuchs, oder der Geduld, noch des guten Humors oder des zum Besten oder zum Schlechten Wendens, es ist alles hoffnungslos vorbei; gib dich keiner trügerischen Hoffnung für mich in dieser Hinsicht hin, ein trauriges Mißgeschick muß ertragen werden, und das ist das Ende!“

Die Gründe, welche diese Trennung veranlaßten, wurden vielfach mißdeutet, wie dies bei solchen Gelegenheiten meistens der Fall ist. Viele suchten dieselben in Dickens' Freundschaftsverhältnis zu seiner zweiten Schwägerin Georgine, welche Jahre lang in seiner Familie gelebt hatte und allerdings seine Freundin und Vertraute war, zurückzuführen, allein wer hätte den Mut, hierüber ein liebloses Urteil zu fällen? Georgine Hogarth war die langjährige Pflegerin von Dickens' Kindern, sie hatte sich aus Liebe zu diesen nicht verheiratet, ihr Ruf war stets der beste, und selbst als sie, nach der Scheidung, bei Dickens blieb und dessen Haushalt verwaltete, wagte die Verläumdung nicht, ihr nahe zu treten, und Dickens' Kinder liebten und verehrten sie wie ihre zweite Mutter.

Zu derselben Zeit, als Dickens sich von seiner Gattin trennte, verkaufte er sein Haus in London und bezog ein Landhaus in Gadshill, welches er durch verschiedene Bauten sehr verschönerte; sein Freund Forster schenkte ihm daselbst noch ein reizendes Schweizerhäuschen, worin sich sein Arbeitszimmer befand, und Dickens wählte von da an Gadshill-Place zu seinem dauernden Wohnsitz.

Auf Wunsch und Bitten seiner Freunde begann er damals seine Werke in öffentlichen Vorlesungen vorzutragen und zu erläutern, — und diese aufregende Tätigkeit untergrub seine Gesundheit mehr und mehr.

Mit der Vollendung von „David Copperfield“ hatte er den höchsten Punkt schriftstellerischer Vollendung erreicht; alle seine späteren Werke, wie: „Harte Zeiten“, „Die Geschichte zweier Städte“, „Niedergeragt“, „Der ungeschäftliche Reisende“, „Große Erwartungen“, „Unser gemeinschaftlicher Freund“, — sowie sein letzter unvollendeter Roman: „Das Geheimnis Edwin Drood's“, — fanden weder in England, noch im Auslande den enthusiastischen Beifall, welcher „David Copperfield“ mit Recht zuteil geworden war. Die Vorlesungen, welche Dickens über seine Werke hielt, griffen ihn mehr an, als er sich selbst zugestand; allein der Erfolg derselben war ein in jeder Hinsicht so großartiger, so blendender, daß wir verstehen, warum Dickens den von allen Seiten auf ihn einströmenden Einladungen und Aufforderungen nicht widerstehen konnte. Seine Reisen durch England, Schottland, Irland und Amerika waren wahre Triumphzüge, er wurde überall mit der größten Zuneigung und Verehrung empfangen; — man feierte ihn wie einen Halbgott, und der Zudrang zu seinen Vorlesungen war ein solcher, daß stets schon Tage vorher kein Billet mehr zu bekommen war. Der Beifall war ein enthusiastischer und die Begeisterung beinahe manchmal übertrieben; in Dublin rissen sich nach Schluß der Vorlesung die Damen um Blätter eines kleinen Festes, welches Dickens zufällig in der Hand gehabt hatte. Ich hörte von ihm im Januar 1859 die Vorlesung über den Tod des kleinen Paul Dombey und das Weihnachtslied, und ich muß gestehen, daß der Eindruck, welchen ich damals empfing, alle meine Erwartungen übertraf. Es ist ganz unmöglich, Dickens' Vortrag zu beschreiben, man muß die wunderbaren Modulationen seiner Stimme gehört, — den tiefen

Blick seines geistvollen Auges gesehen, — die Beweglichkeit seiner leidenden Gesichtszüge beobachtet haben; — die letzten Worte des sterbenden Kindes waren nur noch ein Hauch, — dann folgte ein Moment der Stille, und nachher — lautes Schluchzen und Weinen der Zuhörer.

Es ist begreiflich, daß solche lange fortgesetzte, aufregende, geistige Tätigkeit der Gesundheit Schaden bringen mußte. Der pekuniäre Erfolg war ein ganz kolossaler, aber die immerwährende Aufregung, die Unruhe des Reisens und der öftere Klimawechsel schädeten Dickens mehr, als er ahnte; auch verstand er durchaus nicht, mit seiner Kraft hauszuhalten, obgleich er seine Uebermüdung zugestand.

Das Jahr 1863 brachte ihm schmerzliche Erschütterungen durch den Tod seines Freundes Thackeray, des berühmten Novellisten; in demselben Jahr verlor er auch seine Mutter, — und seinen zweiten Sohn, was ihn tief ergriff.

Während seines letzten Besuches in Amerika war er in Boston so krank und die Abspannung seiner Nerven so groß, daß ein ihm zu Ehren veranstaltetes Bankett abbestellt werden mußte; nur sein eiserner Wille half ihm, den einmal festgestellten Reiseplan durchzuführen. Aus Baltimore schrieb er seiner Tochter: „Ich fühle mich oft gedrückt, schlafe selten gut, mitunter empfinde ich eine nervöse Furcht, daß ich einmal vollständig zusammenbrechen könnte.“ Aus New-Bedford schreibt er: „Meine Kraft ist beinahe erschöpft“.

Als er nach England zurückkehrte, war er um ungefähr 20,000 Pfund Sterling reicher, — aber sein linker Fuß war gelähmt, seine Sehkraft geschwächt, seine Nerven furchtbar angegriffen, — er sah aus, wie ein alter Mann. Dies war im Jahre 1868; 1869 hielt er die letzten öffentlichen Vorlesungen; noch zu Anfang des Jahres 1870 arbeitete er fleißig an seinem letzten, unvollendeten Romane: „Die Geheimnisse von Edwin Drood“. Im Frühling desselben Jahres litt er sehr an Schwindel und Nervenerregung, sowie an Lähmung im linken Arm und Fuße, er vermißte deshalb alles Reisen und blieb ruhig in seinem Landhause Gadshill-Place, wo ihn am 9. Juni 1870 ein Schlaganfall traf; nach kurzer Bewußtlosigkeit verschied er sanft. —

Nicht nur England, die halbe Welt trauerte um ihn. Das, was er für die Menschheit geleistet, ist von unvergänglichem Werte.

Niemand hat dieser Wahrheit wärmeren Ausdruck gegeben, als Dr. Jowitt in seiner Trauerrede, welche in der Westminster-Abtei gleich nach Dickens' dortiger Beisetzung stattfand. „Dickens war der Freund der Menschheit, ein Philantrop im wahren Sinne des Wortes, der Freund der Armen, der Feind jeder Gemeinheit und Unterdrückung. Ich kann kaum versuchen, ein Bild von ihm zu zeichnen. Männer von Genie sind anders als alltägliche Naturen. Sie haben größere Freuden und größere Schmerzen, größere Leidenschaften und größere Versuchungen, und können von ihren Mitmenschen nie ganz verstanden werden. Aber wir fühlen, daß ein Licht erloschen ist, daß die Welt dunkler für uns wird, wenn sie scheidet; es sind ihrer so wenige, daß wir es kaum ertragen können, einen nach dem andern zu verlieren, und umsonst blicken wir uns um nach denen, die ihre Stelle auszufüllen vermöchten. Dickens beschäftigte die Gedanken des Volkes mehr, als irgend ein anderer Schriftsteller; sein Einfluß war deshalb ein mächtigerer, als der vieler Lehrer und Prediger. Wir lasen ihn, wir redeten mit ihm, wir lachten und weinten mit ihm, wir wurden durch ihn zum Bewußtsein fremden Glendes und zur tätigen Teilnahme an der Vinderung desselben angeregt. Seine Romane waren die Lehrer unserer Zeit, ihm gebührt unsere tiefste Dankbarkeit für alles, was er uns gelehrt hat. Von Thackeray hat man gesagt, daß sein Tod die Heiterkeit der Völker verdunkelt habe, — von dem Dahingegangenen möchte ich in bescheidener Ausdrucksweise sagen, daß niemand mehr geliebt, mehr betrauert wurde, als unser Charles Dickens.“





Krankheiten der Neuzeit bei der erwerbenden Bevölkerung.

Von Prof. Reclam.

(Aus dessen Zeitschrift „Gesundheit“.)

Wir wollen im Nachstehenden einen Blick, nicht auf die Krankheiten der Handwerker, sondern auf diejenigen Leiden werfen, welche die Erwerbenden infolge ihres Erwerbes heimgen und welche wesentlich der neueren Zeit angehören. Daß unsere Gegenwart mächtig sich von der Vergangenheit unterscheidet, und in der Tat eine „neue Zeit“ genannt werden muß, tritt jedem lebhaft in das Bewußtsein, der sich im täglichen Leben des Uebergangs vom Zunder zum Böttcher'schen Streichhölzchen (wie es nach seinem Erfinder richtiger heißen sollte, als nach denjenigen, die in Schweden die deutsche Erfindung ausnutzen), vom Flausrock zum modernen Ueberzieher, von der Lohnkutsche zum Courierzug, von dem langsam beförderten kostspieligen Briefe zum Telegraphen und Telephon, und im Gewerbsleben von der Zunft zur Fabrik, von der Hausarbeit zur Maschine erinnert. Auf dem Arbeitsgebiete ist es namentlich die Entwicklung dessen, was man heutzutage „Industrie“ nennt, wodurch sich die Neuzeit kennzeichnet, — nicht durchweg zu ihrem Vorteil, da die Industrie und ihre Leistungen und Einwirkungen unseres Erachtens vielfach überschätzt und zum Nachteil der Arbeitenden und ihrer Leistungen geführt worden ist. Größer noch ist der Umschwung auf geistigem Gebiete. Statt des Wiederkäuens fremder Aussprüche tritt die Forderung an eigenes Denken hervor; nicht mehr wurden die Werke mit urteilslos zusammengestellten Zitaten gefüllt, sondern man heischte vom Schriftsteller intensive Denkarbeit; die Hinnahme der Uebersetzung bei gefangen genommener Vernunft wich vielfach dem naturwissenschaftlichen Beurteilen und den hieraus entstandenen Anschauungen und Uebersetzungen. Freilich war die neue Richtung vielen Ungebildeten oder Halbgebildeten schädlich; sie wirkte auf sie wie junger Wein, berauschend, aber auch mit der ihnen nötigen Stütze und Halt das Gleichgewicht entziehend. Jene Unbescheidenheit und Mißachtung der Autorität, durch welche die heutige halbwüchsige Jugend sich kennzeichnet, jener Mangel an Pietät (den man übrigens auch oft mit Unrecht der Gegenwart vorwarf, weil sie Ruinen nicht als glänzende Wohnstätten anerkennen konnte), sie entsprangen nicht aus der Umänderung im Denken und Erkennen, aber aus zwar gut gemeinter, doch oft umgeschickt und nicht sorgfältig genug ausgewählter Popularisierung der jüngsten wissenschaftlichen Ergebnisse.

Im Ganzen und Großen hat man die gesammte Aenderung der Neuzeit dahin gekennzeichnet, daß Europa „amerikanisiert“ werde, — ein vielfach wahres und weit wichtigeres Wort als die meisten meinen; denn nur das völlig Selbständige und zum Herrschen Berufene vermag seinen Stempel so aufzudrücken, daß bisherige Eigenartigkeit verwischt wird. Allein trotz der Befürchtungen, welche für die Zukunft sich dem Denkenden an das Uebergewicht des jungen amerikanischen Strebens über das altersmüde Europa ausdrängen, hat wenigstens auf einem Gebiete der Einfluß unzweifelhaft Gutes gehabt: Die Arbeit ist als solche im Ansehen gestiegen. Jahrhunderte bedurfte es, bis das mittelalterliche Vorurteil der privilegierten Stände endlich überwunden wurde und die Arbeit nicht mehr als etwas Erniedrigendes, in der Gesellschaft Schändendes, angesehen wurde. Heutzutage erkennt jeder Gebildete, und der Höchstherrliche wie der kleinste Rentier, die Pflicht zum Arbeiten an, und wer sich ihr nicht weicht, der — spricht wenigstens davon. So kommt es, daß jetzt endlich das „Gewerbe“ sich nicht mehr scheidet von einem anderen sich höher dünkenden Teile des Volkes, sondern daß man so ziemlich vom ganzen Volke sprechen kann, als einer „erwerbenden“ Bevölkerung.

Wir haben früher am Beispiele der Gehülfen einer Zunft, deren Krankenkasse durch eine nun bereits dreiunddreißigjährige Tätigkeit als ärztlicher Beistand uns zu reichlicher Beobachtung Gelegenheit bot, den allmählichen Wechsel darzulegen gesucht,

welcher sich bei den Mitgliedern dieser Klasse vollzog. Im Jahre 1849 waren es rohe Gesellen und Aneipbrüder, welche zum größten Teil zerkumpt und nach Branntwein riechend, grob und unflätig im Benehmen, aber gebräunt durch das Wandern, gesund, kräftig und vielfach übermäßig gut genährt, unser Zimmer betreten; — dann kam, zwei bis vier Jahre darauf, eine Mannschaft angerückt, welche in ihrer äußeren Erscheinung mit den höheren Ständen sich gleichstellen wollte, welche elegant und oft stutzerhaft gekleidet, auch anständig im Benehmen, zuweilen geziert in der Sprache, den Drang nach besserem kund gab, und die noch immer Wohlsein und Kraft zur Schau trug; — sie machte einer blässeren, blutarmen Generation platz, welche der kräftigenden Mittel bedurfte, denen man oft hätte Nahrungsmittel statt der Arzneimittel verschreiben mögen, und welche nicht mehr in der Kleidung etwas Auffallendes zeigte; — an diese schlossen sich immer mehr blutarme, bleichsüchtige Bursche, zum Teil fast noch Knaben, die aber in fleißigem Wechsel von Ort zu Ort wanderten und gelegentlich im trozigen, selbstbewußten Auftreten ihre politische Richtung abspiegelten; — bis endlich in der Gegenwart ein merklicher Unterschied zwischen ihnen und den anderen Ständen beinahe vollständig verschwunden ist. Aber mit der früheren Rohheit und dem späteren Troz ist bei den nunmehr in geringerer Zahl Zu- und Abreisenden trotz des längeren Bleibens an einem Orte der ehemalige Zustand guter Ernährung verschwunden, und so wie die Gestalten nicht mehr „Bassermannische“ sind, so sind sie auch nicht mehr kräftig und muskulös, sondern es tritt neben dem schlechten Ernährungs zustande gelegentlich eher das Anzeichen gedrückter Stimmung zutage. Wenn sich in der kurzen Spanne des dritten Teils eines Jahrhunderts eine solche Umwandlung vollzieht, so darf man wohl von einer „Neuzeit“ reden! — Was bei der einzelnen Zunft sich beobachten ließ, das findet der aufmerksame Blick auch bei dem größten Teile der gesammten Bevölkerung. Der Ernährungszustand des Organismus hat sich verschlechtert infolge der höheren Preise der Nahrungsmittel, mit denen die Preise für die Arbeit nicht in gleicher Weise gestiegen sind. Die Anforderungen an die Arbeitenden werden höher; die beschlagliche Arbeit des vorigen Jahrhunderts liegt hinter uns; die Gegenwart zwingt zu Anstrengungen.

Die „erwerbende Bevölkerung“ läßt sich nach Art ihrer Arbeit in drei große Gruppen einteilen, von denen die erste: „Intellektuelle Gruppe“ die Gelehrtenwelt, die vorzugsweisen „Hirnarbeiter“, umfaßt, — zu denen freilich jene Halbgebildeten, die mehr oder minder mühsam bis dahin, daß sie das Einjährig-Freiwilligen-Examen bestehen können, die Wissenschaften in sich aufnahmen, nur sich selber zählen, nicht von anderen gerechnet werden; denn das Eigenartige dieser Gruppe ist nicht, daß sie studirt und Wissenschaftliches gelernt hat, sondern daß sie zeitlebens fortarbeitet auf diesem Gebiete. Zur zweiten Gruppe zählen wir: die „intellektuell-mechanischen“ Arbeiter, wie die mittleren Beamten und alle diejenigen, denen unausgesetzt die Lösung einander ähnlicher Aufgaben zur Lebensaufgabe wird, so daß die anfängliche Denkarbeit später durch „Routine“, d. h. durch Fertigkeit und Erfahrung ersetzt und so aus geistiger Arbeit zur halb mechanischen gemacht wird, — wie es auch bei Handelstreibenden, bei Beisetzern u. s. w. der Fall ist. — Die dritte: die „vorwiegend mechanische“ Gruppe, umfaßt das große Gebiet des Handwerks, und in ihm namentlich die Handwerksgehilfen (Industriearbeiter u. s. w.); nur Werkführer und Meister machen meistens Ausnahmen.

Kahser in Breslau hat an einem Material von 7000 Gestorbenen und 75000 Lebenden (1874—1877) den Einfluß des Berufes auf die Sterblichkeit studirt, und fand, daß das mittlere Alter der Gestorbenen bei der „vorwiegend mechanischen“ Arbeit

46 Jahre betrug, — bei der „intellektuell-mechanischen“ Arbeit 51 Jahre, — und bei der „Hirnarbeit“ 56 Jahre. Doch muß man sich bewußt sein, daß durch diese Zahlen nur ein durch Rechnung gefundenes mittleres Durchschnittsalter angegeben wird, und daß daher auf den einzelnen Arbeitsgebieten ganz andere Zahlen hervortreten. Hat doch — um nur dieses eine Beispiel zu geben — bereits vor 50 Jahren Kaspar in Berlin nachgewiesen, daß das mittlere Todesalter der Aerzte trotz einzelner, ein hohes Alter erreichenden zwischen 30 und 40 Jahren sich befindet, während die ja ebenfalls zur intellektuellen Gruppe zu zählenden Geistlichen der verschiedenen Bekenntnisse im Mittel ein Alter von über 60 Jahren erreichen. Freilich sind auch die Geistlichen in der Lage, ihre Arbeit in ruhiger Behaglichkeit auszuführen, während die Aerzte die Schädlichkeiten mehrerer Stände in sich vereinigen. Neben der ernstesten Denkarbeit, die noch dazu nicht im gewählten, sondern im gebotenen Augenblicke von ihnen ausgeführt werden muß (also ohne Rücksicht auf ihre jeweilige Befähigung durch körperlichen oder geistigen Zustand), noch die Arbeit des Fahrens, Gehens und Treppensteigens, ähnlich den Briefträgern, wozu noch die Gefahren und Nachteile der gestörten Nachtruhe, der grellsten Temperaturwechsel und der etwaigen Ansteckung treten!

Die größte Sterblichkeit findet sich im 30. bis 60. Lebensjahre bei der vorwiegend „mechanischen“ Gruppe, von denen namentlich der Steinarbeiter und Cigarrenarbeiter den Lungenkrankheiten und der Schwindsucht (beide aus sehr verschiedenen Ursachen, aber doch bei beiden über die Hälfte der Gestorbenen) unterworfen sind und vielfach schon im 32. bis 33. Lebensjahre sterben. Das Bekleidungs-gewerbe der Schneider und Schuhmacher hat gegenüber den Metallgewerben der Schlosser, Schmiede, Mechaniker u. s. w. im jugendlichen Alter eine höhere, dann aber eine geringere Sterblichkeit. Die meisten Berunglückungen finden sich bei Eisenbahnbetriebsarbeitern, Maurern, Zimmerleuten (etwa 15 Prozent der Gestorbenen). Die sogenannten zymotischen oder Ansteckungs- und Infektionskrankheiten fordern bei allen Berufs-klassen ziemlich die gleiche Zahl der Opfer; namentlich gilt dies für den Unterleibstypus, was dafür spricht, daß die Ursache dieser Infektionskrankheit in allgemein wirkenden Verhältnissen zu suchen ist, nicht in den gewerblichen.

Bei allen „Erwerbenden“ ist, wie bereits erwähnt, das gemüthliche, dem eigenen Wunsch und Behagen entsprechende Arbeiten zum rastlosen Ringen, zur ruhelosen Tätigkeit geworden, und diese Einwirkung der Neuzeit ist es vor allem, welche die Nervenleiden (Nervosität, Nervenschwäche) gegenwärtig in den Vordergrund stellt, womit sich namentlich bei der intellektuellen Gruppe zahlreiche Hirnkrankheiten verbinden. Doch finden die Nervenleiden ihren Ursprung nicht minder in übermäßigen Anstrengungen des Körpers durch Muskelarbeit, anhaltende Einwirkung hoher oder niederer Temperatur, Mangel an Tätigkeit, und gehen dann gewöhnlich vom Rückenmarke aus, oder sie entstehen durch Nachtwachen, schlechte Ernährung, Luftmangel, Erblichkeit und besonders durch Mißbrauch der berauschenden Getränke, des Kaffee und des Tabak.

Hypochondrische Männer und hysterische Frauenzimmer gab es zu allen Zeiten. Jenen Umschlag in der Gemüthsstimmung, der nervenerregten Personen eigen zu sein pflegt, legt Goethe seinem Märchen in Egmont bei und läßt sie zwischen „himmelauf jauchzen“ und „zum Tode betrübt“ wechseln. Uebertreibungen sind die Ureigentümlichkeit des Hypochondren und Hysterischen. Ob auch Uebertreibungen in der Angabe der Schmerz- und Unlust-Gefühle die Oberhand haben, über welche die Nervenleidenden klagen, oder ob die Wahrnehmung derselben bei ihnen wirklich eindringlicher ist, als bei dem Gesunden, das ist schwer zu entscheiden. Die Laien pflegen die erstere Ansicht zu haben, die Mehrzahl der Aerzte neigt sich der letzteren zu. Der Arzt hört eben nicht nur die Klagen, er beobachtet auch die unmittelbaren Wirkungen und die unwillkürlichen Aeußerungen, welche durch die oft plötzlich auftretenden Schmerzen, oder Lähmungen, oder Muskel-Krämpfe hervorgerufen werden. Daß später, bei Erzählung des Ueber-

standenen, die Phantasie noch ergänzend und ausmalend mitwirkt, soll nicht geleugnet werden. Das liegt eben in der Krankheit selber.

Kleine Ursachen bringen gewöhnlich beim Nervenleidenden viel größere Wirkungen hervor, als beim Gesunden. Wie ihn sprichwörtlich „die Fliege an der Wand“ ärgert, so kann ihn ein Blick, eine etwas laute Antwort, ja selbst ein seiner Meinung nach zu langes Schweigen auf seine Frage — kränken oder beleidigen. Ihm schmeckt die Suppe nicht und die ihm vielleicht nahe verwandte Hausfrau antwortet auf seine Bemerkung einfach: „So ist sie nicht“, — oder er mengt sich in Küchenangelegenheiten und die Hausfrau sagt richtig: „Das ist meine Sache“, — dann würde jeder Gesunde mit einem Scherz oder mit stummem Kopfnicken erwidern; — der durch seine Krankheit zu gesteigerter Reizbarkeit Gebrachte findet jedoch in der nicht gerade gefellig sein geformten Antwort eine persönliche Beleidigung, Undank, Hohn, Hochmut und eine ganze Reihe von Verbrechen gegen seine Person. Die nervöse Jugend und das weibliche Geschlecht haben gewöhnlich „nahe an das Wasser gebaut“ und setzen ihre Tränenbrüsen bei jeder Gelegenheit in Tätigkeit. Aber auch kräftige, robust aussehende, wohl genährte Männer, namentlich die von geistiger Arbeit erschöpften, brechen in Tränen aus, sobald sie ihre Leiden erzählen. Dazu kommt schnell eintretende Ermüdung, grundlose Verstimmung und manche andere Krankheitserscheinungen, unter denen die peinigende Schlaflosigkeit eine der übelsten zu sein pflegt.

Diese Leiden der Nerven sind wahrscheinlich so alt, als die Zivilisation. Mit dieser haben sie sich gesteigert und treten bei heutiger Ueberkultur*) stärker und häufiger auf. Dies ist der Grund, weshalb sie der „Neuzeit“ angehören. Erst in dieser ist es uns gelungen, sie genauer zu beobachten, sicherer zu erkennen und zu beurteilen, — aber auch sicherer zu heilen!

Geht man den Ursachen dieser Steigerung genauer nach, so muß man leider einen großen Teil der Schuld den Schulen beimessen, welche durch Ueberbürdung der Jugend den Keim legen und durch unrichtige Einrichtung des Unterrichts das Uebel mächtig fördern. Ueberall sind die „Lehrziele“ gesteigert. Der Menschenfreund muß aber Zweifel hegen, ob durch allgemeine Steigerung der mittleren Bildung jetzt — bei den unrichtigen Einrichtungen — mehr Vorteile oder mehr Nachteile bewirkt werden. Ja, wenn die Schulen den richtigen Weg gingen! Dann würden sie weniger Lehrschulen, als „Erziehungsanstalten“ sein, — dann müßten die Klassen nicht überfüllt und die Lehrer besser besoldet und weniger überlastet sein, damit sie zur eigenen Weiterbildung Zeit finden und damit sie größere geistige Frische sich bewahren könnten, — dann müßte auch die Ausbildung der Lehrer vielfach eine andere werden, damit sie nicht in die Sucht des Spezialisirens verfallen, — dann würden die Schüler nicht nur in Rücksicht auf Gedächtnis und Verstand, sondern auch in „Karakterbildung“ und für das „praktische Leben“ gefördert werden können, — dann müßte die Schule neben der geistigen Ausbildung auch die körperliche ganz und voll übernehmen. Das ist freilich ein kostbares und sehr kostspieliges Verlangen. Ob es jemals vollständig befriedigt wird, steht dahin. Aber wer zum Wohle der Menschheit tätig sein will, der muß hier den Hebel ansetzen, um wenigstens dem gesteckten Ziele näher zu gelangen.

Am geringsten werden diese Forderungen befriedigt bei der Fabrik-Bevölkerung. Die Fabriken mögen für industrielle Zwecke ihre großen Vorteile haben; allein sie bewirken eine körperlich und geistig herabgekommene Bevölkerung, welche kurzlebig ist, — welche ihre Anlage zu allerlei Krankheiten, sowohl des Körpers als des Geistes, und insbesondere des Charakters, den nachfolgenden Generationen in gesteigertem Grade vererbt, — welche die gesammte Bevölkerung herabzusetzen und zu schwächen droht.

*) Diese sogenannte Ueberkultur ist auch nichts weiter als Mangel an Kultur.
Red. d. „N. W.“

Zu der Fabrik lernt der Arbeitende nur ein einzelnes Stück anfertigen, niemals das Ganze aufbauen. Der Arbeitende wird nicht nur niemals selbstständig, und er bleibt für immer nur ein einzelnes menschliches Rad im Uhrwerke der Fabrik, — sondern er macht sein einzelnes Stück auch schließlich gedankenlos, halb mechanisch, immer in der gleichen Stellung und der gleichen Handführung und Hantierung. Die stetige Gleichmäßigkeit der Arbeit ist es aber, worauf die größte Zahl der „Gewerks-“ und „Erwerbs“-Krankheiten beruht. Dieselbe Schädlichkeit, welche die Erkrankung bewirkt, würde vorübergehend ohne Nachteil ertragen werden. Auch hier „höhl der Tropfen den Stein“. Ein sprechendes Beispiel ist der — dem Schreiberkrampf ähnliche — Krampf der „Telegraphisten“. Immer wieder werden die nämlichen Muskeln mit Kraft und Schnelligkeit zur Arbeit benutzt. Muskelübung wirkt aber nur dann wohltätig, wenn sie möglichst vielseitig (womöglich allseitig) die Muskeln beschäftigt und wenn die nötige Ruhepause auf mäßige Arbeitszeit folgt. Diese Bedingungen fehlen beim Telegraphendienst. Dazu gesellt sich das gespannte Aufmerken auf kleinliche und an sich uninteressante Vorgänge, — die durch den Dienst erzwungene Unfreiheit auch während der scheinbaren Ruhe der Wartepausen, — die Nachtwachen, — der erzwungene lange Aufenthalt in der schlechten Luft des meistens zu kleinen, niemals gehörig ventilirten Zimmers. Kann es Wunder nehmen, wenn die „Neuzeit“ neben dem großartigen Geschenke des „Telegraphen“ auch aus der Pandoren-Büchse der Krankheits-Ursachen die Quelle eines früher unbekanntes Nervenleidens entgleiten ließ?

Ebenso unheilvoll wirkten die eisernen Ströme der „Neuzeit“, welchen es beschieden war, den Verkehr der Personen und Güter so mächtig zu entwickeln, welche wahre Völkerwanderungen friedlicher Vergnügungsreisenden hervorriefen und zur Kriegsführung, wie zur Verschmelzung der Interessen benachbarter Nationen mächtig beitrugen, welche der Gegenwart einen großen Teil ihrer Eigentümlichkeit verliehen: die „Eisenbahn“.

Die Eisenbahn hat (außer zahlreichen Unglücksfällen, welche dem Anscheine nach vorzugsweise das diensttunende Personal betreffen und von den Eisenbahndirektoren nach Möglichkeit versucht zu werden pflegen) den Reisenden den sogenannten „Eisenbahn-Rücken“ und den Lokomotivführern „Gehörleiden“ gebracht.

Der Eisenbahn-Rücken ist eine, in England zuerst gewürdigte und genauer studirte Nervenkrankheit, welche durch den plötzlichen Stoß bei Entgleisungen und anderen Unfällen, auch durch Stoß der Puffer auf die Arbeiter beim „Rangiren“ der Wagen, zu entstehen pflegt und welche dem Anscheine nach in Druck und Zerrung des Rückenmarkes besteht. Es ist ein heimtückisches Leiden, das nach erster Besserung und scheinbarer Heilung sich wieder schleichend steigert und nach vielfachen Zwischenfällen entweder mit bleibender Lähmung einzelner Glieder, oder mit dem Tode, seinen Abschluß findet. Unsere Tätigkeit als Sachverständiger vor Gericht hat uns leider die Ueberzeugung verschafft, daß es von vielen Juristen und selbst Ärzten wenig gekannt ist, unterschätzt wird, und nicht die ihm gebührende Würdigung einer schweren Verletzung findet. Die Gesellschaften für Unfallversicherung scheinen nicht an sein Vorhandensein glauben zu wollen. Wohl dürfte noch einige Zeit

vergehen, bis dieses Nervenleiden der „Neuzeit“ zu der ihm gebührenden Anerkennung gelangt und bis die Verletzten die ihnen gebührende Beachtung und Hilfe ohne schweren Kampf finden. Die Gehörleiden der Lokomotivführer sind vielleicht, nachdem man auf sie aufmerksam geworden, anfänglich etwas überschätzt worden. Daß sie vorhanden sind, ist jetzt durch ärztliche Beobachtung außer allen Zweifel gesetzt. Die Krankheit äußert sich durch zunehmende Schwerhörigkeit, welche mit der Zahl der Dienstjahre sich steigert, — ähnlich wie die Kurzsichtigkeit der Schüler mit der Zahl der Schuljahre eine nicht unerhebliche Steigerung erfährt. Von Seiten der Behörde wird angenommen, daß die Fähigkeit, ein in gewöhnlicher Tonstärke geführtes Gespräch zu verstehen der sichere Gradmesser für die vorhandene Hörsfähigkeit sei, — und ferner, daß den Reisenden aus dem Hörmangel des Lokomotivführers keine Gefahr erwachse. Ist die erstere Behauptung richtig, so sind diejenigen Musiktritter im Unrecht, welche beim Gespräch sich sehr schwerhörend erweisen und die doch der Meinung sind, daß sie keine Tonschwächen der Singenden und Spielenden zu unterscheiden vermöchten — oder umgekehrt; — die zweite Behauptung wollen wir noch weniger unterschreiben, da oft ferne Signale bei widriger Windströmung gehört werden müssen und die Signalpfeife beim „Rangiren“ der Züge einen verhältnismäßig nur schwachen Klang spendet. Gewiß ist: daß die neue Erfindung unserer Zeit auch eine neue Erkrankung zuführte.

Neben Telegraph und Eisenbahn zeichnet kaum etwas die Neugestaltung der Gegenwart in solchem Grade aus, wie der überwiegende Gebrauch der Maschinen als Vertreter der Menschenkraft und als Ersparer der Zeit. Brot wird mittels Maschinen gemischt und geknetet, — Geigen, Pianoforte und andere musikalische Instrumente, Stiefel, Gewebe, Werkzeug, Lokomotiven, Kanonen und sogar schmiedeeiserne Röhren, sowie Brüten, Aufziehen und Zittern der Hühner, — alles besorgt die Maschine, meistens von Dampfkraft getrieben. Sogar in die Familie ist sie eingedrungen als „eiserne Nähmaschine“ oder „Nähmaschine“.

Die jetzt als eingebürgert anzusehende „Nähmaschine“ ist ebenfalls nicht ohne Nachteil geblieben. Da die Arbeit schneller gefördert wird, so fordert sie auch größeres Aufmerken und eine angespanntere geistige Tätigkeit als das Handnähen. Die beständige Arbeit der Füße auf dem Trittbrett verdoppelt die Anstrengungen und ist bei gewissen Zuständen des weiblichen Organismus nicht ohne Nachteil. Hierzu gesellt sich die anhaltend vorgebeugte sitzende Stellung und das Herabbeugen des Kopfes, wodurch Blutzudrang nach Hirn und Augen, Störungen im ganzen Blutkreislauf und Blutanschoppungen in den Unterleibsorganen hervorgerufen werden. — Die Arbeit der Füße könnte durch einen Elektromotor leicht und billig ersetzt werden; die Nachteile der sitzenden Stellung beseitigt nahezu vollständig Ley's Nähmaschine mit stellbarem Tisch, so daß hier in erfreulichster Weise das Gegenmittel gegen die drohenden Nervenleiden gegeben ist.

Wir erkennen jedoch auch aus diesem Beispiele, daß der „Neuzeit“ mit der Erleichterung für Arbeit und Erwerb auch neue Krankheiten zugeführt wurden.

Das schwäbische Volksfest.

Nun komm hierher! Und scheint dir für das Land noch
 Die Zeit zu früh, die Lust zu kühl bewegt,
 So sag' ich dir: Im ganzen Weltall fand noch
 Kein Ort sich, der so schön den Ehrgeiz pflegt,
 Wald Stadt bald Land zu sein. Drum: Widerstand noch
 Dein Herz den Lockungen des Lands, so hegt
 Die Stadt dich warm — wetteifernd hält im Bann Stadt
 Und Land so treu dich nirgends wie in Cannstatt.

So hat erst neulich G. Delschläger von der Nachbarin der schwäbischen Residenz gesungen, der anmutigen Badestadt in dem

schönsten und fruchtbarsten Tal Württemberg's. Und der Dichter hat den Mund wahrlich nicht zu voll genommen, Cannstatt hat eine entzückende Lage. Freundliche Gärten, grüne Wiesen, fruchtbare Acker und zahlreiche Obstbäume in reizender Abwechslung bilden die Fassung dieses schwäbischen Juwels. Sanfte Anhöhen mit lieblichen Anlagen fesseln das Auge. Steilere Bergwände wechseln mit sonnigen Hügeln und lachenden Nebengeländen. Allwärts blicken freundliche Dörfer und Weiler hervor, zumteil ganz auf Hügeln gelagert. Durch die Mitte des



Das schwäbische Volksfest; Preisgetrönt.

paradiesischen Tals mit seiner üppigen Fruchtbarkeit schlängelt sich wie ein glänzendes Silberband der Hauptfluß des Schwabenlandes, der weinbergbepflanzte Neckar. Kein Wunder, daß schon die alten Römer eine bedeutende Niederlassung in der Gegend gegründet hatten, was durch neuere Ausgrabungen hinlänglich bestätigt wird. Ein aufgesundener, den Straßengöttern geweihter Altar, wie auch mehrere Straßennamen weisen dergleichen darauf hin, daß schon zur Römerzeit eine beträchtliche Anzahl von Straßenzügen von Cannstatt ausgingen, wie denn noch heutzutage die Stadt der Mittelpunkt aller Hauptstraßen des Landes ist. Nach der Ansicht mancher Forscher soll auch der Name der Stadt davon abzuleiten sein: Can altdeutsch Weg, also Cannstadt: Weg- oder Straßenstadt.

Auch mit Rücksicht auf diesen Umstand eignete sich die Stadt vorzüglich zur Abhaltung des schwäbischen Landesvolksfestes, des weit über die Gauen Schwabens hinaus berühmten „Cannstatter Volksfestes“. Der Gründer dieses Festes war König Wilhelm, von dessen 48jähriger Regierungsperiode die Schwaben sprechen wie die Römer von ihrem augusteischen Zeitalter, und nicht ganz mit Unrecht. König Wilhelm hatte ein warmes Herz für das Volk; er und der Großherzog von Weimar waren die einzigen deutschen Fürsten, welche nach den sogenannten Befreiungskämpfen ihrem Volk die verheißene Verfassung zu gewähren bereit waren, und er erklärte den Tag, an welchem er die Verfassung unterzeichnete, als den schönsten seines Lebens. Zahlreiche treffliche Einrichtungen und Anstalten verdanken ihm ihre Entstehung, besonders aber ließ er sich die Hebung und Förderung von Landwirtschaft und Viehzucht angelegen sein, und das alljährlich im Herbst stattfindende landwirtschaftliche Volksfest hat in erster Linie den Zweck, anspornend auf die Bevölkerung des Landes zu wirken, in Ackerbau und Viehzucht das Beste zu leisten. Zu diesem Behufe wird alljährlich eine beträchtliche Summe Geldes zu Preisen für hervorragende Erzeugnisse der Landwirtschaft und Viehzucht bestimmt und zu öffentlichem Konkurs schon anfangs Sommers ausgeschrieben. Nachdem ein Schaugericht von Sachverständigen Tags zuvor über die zur Preisbewerbung vorgeführten Tiere und Gegenstände sein Urteil abgegeben, erfolgt die Preisverteilung öffentlich am ersten Tage des Volksfestes in Gegenwart des Hofes, der höchsten Behörden, und einer unabherrschbaren, aus Nah und Fern herbeigeströmten Menge.

Der Schauplatz für diesen ersten Akt des Volksfestes ist der Cannstatter „Wäsen“. Wie durch Zauberschlag ist auf dieser Ebene über Nacht eine Zelt- und Budenstadt aufgetaucht. Lange bevor wir in dieselbe gelangen wird unser Auge von einer hohen Säule gefesselt, die kühn in die Luft springt und sich oben zur breiten Schale entfaltet. Es ist die Frucht säule. Die goldenen Streifen an Schaft und Sockel sind Kolben von türkischem Korn (Mais), der blaue Grund ist aus würzigen Zwetschgen zusammengesetzt, und rotbäckige Äpfel und Birnen bieten jene Mischöne, die sich gürtelartig um Schaft und Base winden. Aber auch die Kartoffel, „des Nordens Brodfrucht“, mischt ihre graubraune Farbe in das Ganze. Jene Tropfen aber, jene Gewinde, welche die Schale oben krönen und der Säule ein herrliches Kapital aufsetzen, sind die süßen Kinder der nahen Berge, die edlen Töchter der Rebe. Oben im Kelsche aber haben massige Kürbisse und Melonen Platz gefunden, deren breite Blätter und frischgrüne Ranken aus dem vollen Kelsche überhängen. Die Säule ragt hervor aus einem weiten, tribünenartigen Gerüst, dessen hölzerne Rippen mit grünen Tannenreisern bekleidet sind, an welche sich Gewinde von Blumen, Obst, Ähren und Weintrauben zierlich anschlängen. Mit goldenen Garben malerisch behängt, trägt die Fläche der Tribüne eine Anzahl festlich geschmückter Zuschauer, ein Musikcorps oben, während unten in ihren Arkaden die zur Preisbewerbung und Ausstellung eingelaufenen Produkte von Ceres und Pomona zur Schau gestellt sind. Von der Tribüne strecken sich nach Süd und Nord zwei lange Reihen von Gerüsten hin, die, für die schaulustige Menge bestimmt, einen weiten Zirkus einschließen. Dem grünen Arkadenbau gegenüber erhebt sich

das geschmackvolle Zelt des Hofes, von Bortreppen und Stufen flankiert, an dessen Vorderseite die Bühne angebracht ist für die mit der Preisverteilung beauftragten Personen. Wir lenken unsere Schritte zum Festplatz, und je weiter wir vordringen, desto bunter und geräuschvoller gestaltet sich das Leben und Treiben. Mit Mühe, von einem unentwirrbaren Knäuel unqualifizierbarer Töne umgaukelt, arbeiten wir uns durch die dichte Menge, welche sich gestaut hat zwischen den zahlreichen Menagerien, Jongleurs, Gladiatoren, Kunstreitern mit Herkuleskünsten, Panoramen und Dioramen, Schattenspielen und Puppentheatern, Karouffels, Riesendamen, dressirten Flöhen und Kälbern mit zwei Köpfen, und anderem Kurzweil, zwischen den fast unzähligen Wirtschaftsbuden mit ihren „hundert Millionen Portionen Sauerkraut und Schweinefleisch“, nebst obligaten „Schwoabespätzlen“ und ungeheuren Quantitäten Biers von sehr fragwürdiger Qualität. Endlich gelangen wir ins Innere des Zirkus. Hier wiehern schon die Kenner dem kommenden Wettkampf entgegen. Hier schreitet der Stier, mit Blumenkränzen um die gefährlichen Hörner und den mächtigen Nacken, selbstbewußt dahin. Dort zeigt eine aalglatte, mächtige Kuh ihre breiten Wampen und ihre ergiebigen Euter, und junge Kinder ergeben sich mit Widerstreben in die Gewalt ihrer Führer. Ein edler Hengst bäumt sich dort und bedeckt knirschend die Zügel und die breite Brust mit Schaum. Dort tänzelt ein Füllen, schlank und leicht wie ein Reh, neben der Stutenmutter einher, welche sich liebevoll nach ihm umschaut. Und hinter ihnen schaaren sich die Widder, die Hammel, die Schweine mit ihren Jungen.

Inzwischen haben sich Tribüne und Schaugerüst dicht angefüllt. Die Trompeten schmettern, und tausendstimmiges Hoch dröhnt durch die Luft. Der König ist angelangt und besichtigt die ausgestellten Erzeugnisse des Feld- und Gartenbaues und des Gewerbefleißes. Dann wird ihm das Konkurrenzvieh vorgeführt, das schönste aus allen Teilen des Landes. Nun geht es an die Verteilung der Preise, bestehend in Geldgeschenken und Denkmünzen. Auch wird für den Transport der nur für lobenswert erkannten Tiere eine Vergütung gezahlt; indessen bietet der mit dem Volksfest verbundene Viehmarkt dem Züchter Gelegenheit, seine schönen Tiere gut zu verkaufen. Hochvergnügt führt der Besitzer sein preisgekröntes Tier von dannen, und dieses selbst scheint nicht ungerührt von der Auszeichnung, die ihm zuteil geworden; sogar das unsaubere Küsteltier fühlt an dem Kranze, der seinen Kopf schmückt, daß heute sein Ehrentag ist, der Glanzpunkt seines Erdenwallens, der ihm noch den letzten Augenblick versüßt, wo es unter der Hand des Schlächters sein Leben verröchelt, um als Wurst und Schinken zu neuem, appetitlicherem Dasein aufzuerstehen.

Der folgende Tag ist vorzugsweise dem aristokratischen Teil des Festes gewidmet, dem Offizierswettrennen, für das wir uns weniger begeistern können. Es wurde indes gleichfalls zur Förderung der Pferdezucht im Lande eingeführt, besonders auch um für die Zwecke des Heerwesens einen leichten, ausdauernden Schlag flüchtiger Pferde zu erzwecken. Darum sollen nur solche Pferde zugelassen werden, die in Württemberg gezogen sind.

Der dritte Tag gehört ausschließlich den Volksbelustigungen. Die nahe Hauptstadt ist beinahe entvölkert, denn alles, Alt wie Jung, Männlein und Weiblein, strömt nach Cannstatt, um sich auf dem Wäsen zu tummeln und sein Geld los zu werden, ohne ein eigentlich edles Vergnügen sich dafür zu verschaffen. Das ist die Schattenseite unserer Volksfeste im allgemeinen, und des Cannstatter Volksfestes insbesondere, daß die Freude nicht in ihrer idealen Gestalt sich zeigt, nicht, wie sie der große Schwabe Schiller besingt, als „schöner Götterfunken, Tochter aus Elysium“, sondern ziemlich ordinär, roh und geschmacklos. „Sie toben, wie vom bösen Geist getrieben, und nennens Freude, nennen es Gesang!“ möchte man mit Hamulus Wagner ausrufen, wenn man auch den naiven Aeußerungen naturwüchsiger Lust keineswegs abhold ist. Es muß den Freund des Volks tief betrüben, daß dasselbe an dem tumultuarischen Treiben, das sich hier abspielt, Gefallen findet und niemals ein Ver-

langen nach Zerstreuungen höherer Art kundgibt. Mehr als das Volk trifft freilich der Tadel die leitenden Kreise, deren Aufgabe es wäre, auf Beredlung des Volksfestes bedacht zu sein. Hier aber scheint man für solche zivilisatorische Aufgaben wenig Sinn zu haben. Hat doch vor einiger Zeit ein Abgeordneter von der Linken im Landtag einen diesbezüglichen Antrag gestellt, der aber von dem damaligen Minister kurz von der Hand gewiesen wurde mit der Phrase: so lange der Gedanke keinen Leib habe, könne sich die Regierung nicht damit befassen.

Die Volksfeste der alten Griechen, dergleichen Schiller in seinen „Kranichen des Zbykus“ eins schildert, und welche über unseren Volksfesten so hoch stehen, wie Homer über einer Moritatfängerin, zeigen uns, wie wahre Volksfeste beschaffen sein können und sollen.

Das „Cannstatter Volksfest“ ist eine so populäre National-einrichtung Schwabens geworden, daß nicht nur fast jedes Oberamt alle paar Jahre ein solches im Kleinen abhält, wobei es aber weniger tumultuarisch hergeht und mehr die landwirtschaftliche Seite hervorgekehrt wird, sondern auch die verschiedenen Schwabenkolonien in Amerika ihre „Cannstatter Volksfeste“ in großem Stile feiern. Eine schöne Seite derselben ist es, daß der Gesang von Liedern aus der alten Heimat liebevoll dabei gepflegt wird.

Das „Cannstatter Volksfest“ soll in diesem Jahre zum erstenmal ausfallen, mit Rücksicht auf mancherlei wirtschaftliche Mißstände. Möge unser Bild sammt dem dasselbe begleitenden Artikel den vielen Freunden dieses Volksfestes einen schwachen Ersatz bieten.

St.

Im Wahrheit.

Novelle von Reinhard Kern.

(Fortsetzung.)

Der Tag des geistigen Kampfes zwischen Heinrich Köstlin und dem Pastor war angebrochen.

Im Salon der schönen Frau Burger hatte sich heute eine zahlreichere Gesellschaft zusammengefunden, und eine viel buntere, als neulich, da Köstlin seinen ersten Besuch gemacht hatte.

Der alte freundliche Herr war wieder da, auch die junge Schwester des Pastors und außer ihr noch zwei Damen, Magda von Köstlin und ihre jüngere Schwester Katharina, die Gattin des gleichfalls anwesenden Steuerinspektors Gassen.

Der Pastor hatte zwei Amtsbrüder mitgebracht, — einen älteren ungeheuer würdig aussehenden Geistlichen von ansehnlicher Körpergröße und ungewöhnlicher Schmeerbäuchigkeit und einen jungen hageren Kandidaten, der unaufhörlich auf seinem Sessel nervös hin und her zappelte oder ganz unmotiviert aufsprang und aus einer Ecke des Salons in die andere trippelte.

Zu diesen gesellten sich noch drei Herren; zunächst der Hausherr — ein behäbiger, mittelgroßer Mann inmitten der vierziger Jahre, der sehr ruhig und sehr gleichgültig erschien und bald ein Wort zu dem einen der Gäste sprach, bald eines zu einem andern, immer in demselben Tone und mit demselben Gesichtsausdruck, weder sehr freundlich, noch unfreundlich.

Als ein Altersgenosse des Fabrikanten Burger erschien ein langer Herr mit großem Schnurrbart und großer goldener Brille, dessen Antlitz scharfgeschnittene Züge und dessen Stimme einen scharfen metallischen Klang hatte, — es war der Amtsgerichtsrat Eisenstein, der intimste Freund Burgers.

Der letzte der Herren nahm sich unter all' den andern Dunkelröcken aus wie ein Kolibri unter Spazern, so bunt und ins Auge stechend war seine Kleidung. Es war ein Offizier, und zwar ein Rittmeister von den Manen, mit Namen Leo Graf von Reizenberg.

Leo von Reizenberg war erst vor einem halben Jahre zum Rittmeister avanciert, aber er wußte sich eine Haltung zu geben, wie ein Feldherr oder mindestens Divisionsgeneral, so wichtig und vornehm.

Im Grunde seiner Rittmeisterseele war Leo von Reizenberg eigentlich so ganz außerordentlich vornehm, daß er eine arge Abneigung gegen den Verkehr mit allen solchen Leuten empfand, die nicht mindestens Freiherrn altadligen Geschlechts waren.

Indessen war er viel zu gefühlvoll, als daß er diese seine gewaltige Vornehmheit stets auch gegen schöne Frauen und Mädchen herausgehört hätte. Im Gegenteil; diesen gegenüber konnte er aufs liebenswürdigste herablassend sein, ja er vermochte sich sogar soweit zu überwinden, daß er tat, als ob solch ein nettes Geschöpf ganz oder wenigstens nahezu seinesgleichen wäre.

Geruhte der Herr Rittmeister Graf Reizenberg einmal die imposanten Muren des Hochgebornen ein wenig beiseite zu legen, so fiel zuweilen auch ein reiches Bündel der Strahlen

seiner Huld auf die männlichen Angehörigen oder Begleiter der ihm sympatischen weiblichen Wesen.

So unterhielt er sich heute ziemlich harmlos mit dem bürgerlichen Steuerinspektor, dem er allerdings zugute rechnete, daß er ein ziemliches Verständnis für die Vorzüge und Fehler von Reit- und Wagenpferden besaß, und zumteil im Interesse seines Dienstes, ein paar Pferde hielt. Mit dem Manne war also doch wenigstens etwas Vernünftiges zu reden.

Außerdem versprach sich Leo von Reizenberg für heute einen köstlichen und äußerst vielseitigen Genuß. Die drei Damen der Gesellschaft zunächst, — sie waren ihm alle — auf Ehre! — „sympatisch!“ Die kleine Steuerinspektorin zum Beispiel, wie er Heinrich von Köstlins Schwester imstillen nannte, fand er „auch nicht übel, — so'n Bissen zum Frühstück.“ Die jugendliche Schwester des Pastors war ihm sogar „ein Goldkäferchen“, das er gern für seine „erotische Insektensammlung ein klein wenig eingefangen hätte“.

„Auf Ehre, famoser Biz, den da gerissen,“ lobte er sich selbst, als ihm dieser poetische Einfall gekommen, „muß'n merken, werde den Kerlen im Kasino damit riesig imponiren.“

Am besten von den drei Damen, und am besten in ganz Holmstadt gefiel jedoch dem geistreichen Rittmeister die Hausfrau selbst.

„Kapitales Weib,“ brummte er mehr als einmal zwischen den Zähnen, wenn er zufällig einen Blick von ihr erhaschte, „fast wert, daß man mit ihr ohne Urlaub durchgeht, — so'n Weib könnte vielleicht 'mal auf'n ganzes Vierteljahr riskiren — Kavaliervparole!“

Nur der vierten von den Damen, Magda von Köstlin, ging der edle Graf möglichst aus dem Wege, obgleich ein geläuterter Geschmack sie noch schön gefunden haben würde. Aber solch' eine ernste, strenge Schönheit war dem Rittmeister „ganz verflucht fatal, — dazu ist sie 'ne alte Jungfer — schrecklichster der Schrecken, — lieber 'ne Banditenbraut oder selbst Teufels Großmutter, wenn sich 'ne nette Larve aufsetzt, — nur um Gotteswillen keine alte Jungfer —“

Glücklicherweise waren dieser alten Jungfer die Offiziere vom Schläge Leos von Reizenberg ebenso zuwider, als ihm die alten Jungfern, wenn nicht noch mehr, und für sie existierte der erlauchte Rittmeister garnicht, wie es schien.

Zur Stunde, die ihm die Frau vom Hause als am geeignetsten für den Beginn der heutigen außergewöhnlichen Zusammenkunft angegeben hatte, erschien auch Heinrich von Köstlin.

Er begrüßte die Gesellschaft mit Ausnahme seiner Schwestern und Frau Burger gemessen, wenn auch sehr höflich. Den Kreisgerichtsrat und die beiden geistlichen Begleiter des Pastors kannte er noch nicht, auch dem Hausherrn war er erst einmal außerhalb seines Hauses flüchtig begegnet.

Ueber Leo von Reizenbergs Anwesenheit war er nicht eben erbaut. Er hatte ihn seit seiner Rückkehr noch nicht wieder gesehen, oder, wenn er ihn zufällig auf der Straße getroffen hatte, nicht wieder erkannt.

Die Begrüßung der Schulkameraden und der einstigen „ewigen Freunde“ war eine recht frostige.

Der Rittmeister geistreichste:

„Niesig avancirt, lieber Köstlin! Seefahrer, Weltumsegler, Weltbürger geworden — was? — Famoser Beschäftigung, das Weltumsegeln, — bummelt man so'n paar Jahre kreuz und quer in der Welt rum, dann kennt man die ganze Erde, wie unsereiner seine Säbeltasche, — beneidenswert, auf Ehre!“

„Gewiß, nichts einfacher als das!“ antwortete Heinrich Köstlin mit einem Zucken um die Mundwinkel, das weder Beifall noch Heiterkeit über den Scherz des ehemaligen Freundes ausdrückte. Dann kehrte sich der Neugekommene sofort wieder zur Dame des Hauses und ließ den Rittmeister stehen, wo er stand.

Es wurde Wein für die Herren und Ananasbowl für die Damen umhergereicht, und man ließ sich nieder.

Frau Burger hatte es so zu arrangiren gewußt, daß in der Mitte des Saales der Pastor und Heinrich von Köstlin einander gegenüber saßen, nicht zu nahe und nicht zu weit von einander. Neben dem Pastor rechts nahm der Superintendent Huhn, der ältere Geistliche platz, zu seiner Linken, etwas im im Hintergrunde, fand der Kandidat Linke ein Plätzchen, auf dem er, ohne allzusehr aufzufallen, ziemlich ungenirt herumzappeln konnte.

Im Halbkreis zur Rechten von dieser Gruppe ließ sich der uns schon früher bekannte alte Herr nieder und ihm zu beiden Seiten setzte sich des Pastors Schwester und Magda von Köstlin, neben diese ihre Schwester, Frau Gassen, und an deren Seite etwas entfernt von ihr und ziemlich nahe an dem Plaze, wo Heinrich Köstlin saß, — die Hausfrau.

Der Rest der Gesellschaft endlich, im Hausherrn, seinem Freunde Eisenstein und dem Rittmeister bestehend, fand sich in der von den geistlichen Herren zu linker Hand befindlichen Ecke des Salons zusammen. Der Fabrikant und der Jurist schoben sich bequem in zwei großen Lehnstühlen zurecht, dagegen blieb der Rittmeister, als einziger in der Gesellschaft, stehen, — er könne — auf Ehre! — langes Sitzen nicht vertragen, versicherte er; in Wahrheit glaubte er den Damen in seiner langen Uniformgestalt stehend noch viel mehr zu imponiren und konnte auch alle drei, welche das mächtige Vergnügen genossen, ihm zu gefallen, besser im Auge behalten und, wie es sich gehörte und von selbst verstand, allgemach, das heißt eigentlich sehr rasch, bestreben, ähnlich wie es der Blick der Schlangen angeblich den Sperlingen antut, mögen die Sperlinge wollen oder nicht.

„Also, meine verehrten Herrschaften“, eröffnete die Hausfrau die Unterhaltung, „wir sind heute zusammen, um einer Disputation beizuwohnen zwischen zwei ebenso gelehrten als welt- und menschenkundigen Vertretern einander etwas schroff gegenüberstehenden Meinungen über — nun ich weiß nicht recht, wie ich das große Thema, um das es sich handelt, so recht zutreffend bezeichnen soll, — die Herren werden das selbst viel besser tun. Vielleicht hat zunächst der Herr Pastor die Güte —“

Sie warf dabei dem Pastor einen Blick zu, der wohl sehr freundlich scheinen sollte; der Pastor aber fing ihn auf und schien nicht sonderlich davon erbaut. Er runzelte leicht die Stirne und schaute ihr sonderbar fest in die schönen Augen. Dann sagte er langsam:

„Sehr gern, verehrte Frau. Es handelte sich, wenn ich mich recht erinnere, darum, daß der Herr, Herr von Köstlin glaube ich, den ich neulich erst kennen zu lernen die Ehre hatte, meinte, wir Geistlichen lehrten und predigten etwas anderes, als wir selber glaubten.“

Er hatte mit sehr malitöser Betonung gesprochen und erreicht, was er gewollt.

Der Superintendent Huhn zog die grauen Augenbrauen

weit in die Höhe, daß sie fast einen spitzen Winkel bildeten, und brummte mit seiner fetten, stets etwas heiseren Stimme:

„Aber, geliebter Amtsbruder — bitte Sie, solch eine Behauptung einem Diener des Herrn ins Angesicht ist doch wohl rein unmöglich, — werden den werten Herrn jedenfalls mißverstanden haben.“

Den Kandidat Linke litt es indessen auf seinem Sessel nicht mehr, — er war aufgesprungen, dann setzte er sich wieder und dann sprang er wieder auf und dabei fingerte er mit beiden Händen krampfzig unter seinem Rocke auf seine schwarze Tuchweste los, — er wäre gern losgeplatzt, hätte gern gedonnert gegen den furchtbaren Unglauben der Zeit und gegen die Freidenker und Aufklärer und Volksbetörer, — aber das ging doch unmöglich in Gegenwart seiner beiden würdigen Vorgesetzten und in einer so distinguirten Gesellschaft, — er mußte also all seinen Grimm und alle seine Donnerlust in seiner Brust verschließen —, das war ihm eine Riesenanstrengung, aber es ging eben nicht anders.

Die anderen Herren zeigten sich weniger ergriffen. Der Steuerinspektor schüttelte allerdings bedenklich den Kopf, — der Amtsgerichtsrat blinzelte mit den Augen und lächelte ein wenig boshaft, und der Rittmeister beugte sich zu ihm nieder und näselte ihm leise ins Ohr:

„Nerl, der Köstlin, hat — auf Taille — eigentlich verflucht recht; aber Wahrheit kann man doch dem dummen Volke — hol mich der Teufel! — in der Kirche nicht sagen!? — Würde 'ne schöne Schweinerei geben, das!“

Der Jurist blinzelte dem Rittmeister verständnisinnig zu. Herr Burger mochte des letzteren Worte verstanden haben, denn er nickte, allerdings fast unmerklich, blieb aber sonst völlig unbeweglich.

Auch der alte Herr gab keine Spur einer Gemütsbewegung zu erkennen. Als aber der Superintendent seine mit größtmöglichem Nachdruck hervorgerückte Rede beendet hatte und Heinrich von Köstlin zu reden anfangen wollte, ergriff er das Wort:

„Gönnen Sie zunächst dem Unparteiischen in diesem Meinungszwiste einen Augenblick Gehör, meine Damen und Herren. Ich war anwesend, als die feindlichen oder richtiger einander fremden Geister zum erstenmale aufeinander trafen und bin der damaligen Unterhaltung mit größter Aufmerksamkeit gefolgt. Ich darf mich auch wohl tatsächlich als unparteiisch in einem Streit um theologische und philosophische Meinungen halten, da ich mich viele Jahrzehnte hindurch bemüht habe, alle verstehen zu lernen und keine ganz verwerflich, keine völlig beifallswürdig gefunden habe. Keine hat sich meiner bemächtigt, darum vermag ich vielleicht allen gerecht zu werden. Sie sehen, und die meisten von ihnen wissen es längst, ich gehöre nicht zu den Bescheidenen, — zu den sich mit ihrer Unwissenheit oder auch mit ihrem Wissen Bescheidenden. Darum eigne ich mich, denke ich, auch einigermaßen zu der ehrenvollen Rolle des Unparteiischen in dem voraussichtlich sehr interessanten Streite, der uns hier zusammengeführt hat. Daraufhin ersuche ich Sie, mich zunächst konstativen zu lassen, um was es sich, meiner Auffassung nach, handelt.“

Mehrere aus der Gesellschaft stimmten lebhaft zu. Insbesondere die Damen und am lebhaftesten diejenigen, die bislang am stillsten gewesen waren: Magda Köstlin und des Pastors Schwester. Es widersprach niemand, nur der Pastor zuckte unmutig die Achseln. Er hätte es am liebsten mit Köstlin ganz allein zu tun gehabt, und er begriff, daß es dem alten Herrn darum zu tun war, dem Streite möglichst seine Schärfe zu nehmen.

„Niesiger Gelehrsamkeitskasten, dieser alte Major“, näselte Reizenberg wieder dem Amtsgerichtsrate zu, „reines Konversationslexikon, — weiß alles, — unheimlich, sage ich Ihnen.“

„Herr von Köstlin also“, begann der alte Herr, „behaup- tete, — notabene, nachdem er von unserer liebenswürdigen Hausfrau so dringend dazu aufgefordert war, daß es unhöflich gewesen wäre, hätte er sich länger gesträubt, offen und ehrlich

seine Meinung zu bekennen, — er behauptete also, die Herren Geistlichen verfügten über eine esoterische und eine exoterische Meinung, und sagte damit, so verstand ich ihn, er sei der Ansicht, die Herren lehrten oder verträten ihre Anschauungen über Gott und die Welt in einer Form, welche dem eigentlichen Kern derselben nicht völlig entspräche.

Der alte Herr hatte sehr langsam und deutlich gesprochen und es hatten ihm alle übrigen Anwesenden ungemein aufmerksam zugehört. Aber der Eindruck, den seine Worte machten, war offenbar bei den einzelnen Zuhörern ein sehr verschiedener, wenn sich auch auf den meisten Gesichtern lebhaftere Bewunderung spiegelte.

Der Pastor gab seinen Gefühlen am raschesten Ausdruck, fast noch ehe der Major geschlossen hatte.

„O, da muß ich doch sehr bitten“, sagte er. „Keineswegs nur gegen die Form, wie wir unsere Religion lehren, richtete sich der Angriff des Herrn von Köstlin, sondern gegen die Lehre selbst. Herr von Köstlin ist ein Freigeist, wahrscheinlich sogar ein ausgesprochener Atheist und Materialist, der dem Glauben Feindschaft und Fehde geschworen, wo er ihm begegnet, — das ist, denke ich, denn doch etwas anderes, als ein bescheidener Zweifel oder Tadel an der Form.“

Während er sprach hatten die meisten der übrigen Mitglieder der Gesellschaft durch leise Bemerkungen von Nachbar zu Nachbar auch ihrer Ansicht Ausdruck gegeben.

Der Amtsgerichtsrat flüsterte seinem Freunde Bürger und dem Rittmeister, der sich zu ihm hinüberbengte, zu:

„Ein vorzüglicher Diplomat, dieser Oberberggraf oder Major, wie Sie ihn nennen, Herr Graf. Er eskamotirt uns den Gegenstand des Streites unter den Händen weg.“

„Major, Major ist er, versichere Sie,“ nälte Graf Reizenberg, „Ingenieurmajor, — wegen Krankheit pensionirt, später nur aus Langerweile zum Bergfach gegangen. Und ein ganz verfluchter alter Kerl, auf Ehre; famos geredet, was?“

Unter den Damen war es die Hausfrau, die durch Kopfschütteln zu erkennen gab, daß sie mit der milden Auffassung des Konflikt nach der Darstellung des alten Herrn garnicht einverstanden sei.

Sie wollte Kampf, sie freute sich darauf, und sie war entschlossen, sich ihn nicht entziehen zu lassen.

Dagegen gaben die Schwestern Köstlins Zeichen ihrer Gemüthung, und die Schwester des Pastors neigte ihr liebliches Köpfchen und in ihrem Antlitz wich der Ausdruck peinlicher Spannung, der bisher unverkennbar darauf gelegen hatte, dem einer innigen Befriedigung.

Als der Pastor geredet hatte, richteten sich aller Blicke auf Köstlin.

Dieser begann auch sogleich: „Keiner von den beiden Herren hat so ganz unrecht. Wenn ich von einer esoterischen und einer exoterischen Uebersetzung sprach, so wollte ich damit auf einen Zwiespalt hinweisen, der meiner Ansicht nach bei jedem gebildeten Theologen unsrer Tage vorhanden sein muß zwischen seiner wissenschaftlichen Weltanschauung und der christlichen Religion, die er von der Kanzel herab verkündigt. Vereinbarung der religiösen Dogmen mit den Errungenschaften der modernen Wissenschaft ist unmöglich — das ist meine feste Uebersetzung, die ich hier offen darlege, weil es auch von dem Herrn Pastor dringend gewünscht worden ist, aber, wie ich bitte zu glauben, völlig ohne die Absicht, dem Herrn Pastor oder irgendwem sonst persönlich auch nur im geringsten nahezutreten zu wollen.“

„So, sehr gut, werter Herr von Köstlin,“ antwortete allsogleich der Pastor. „Das ist doch offenbar etwas anderes, als mein verehrter Freund hier gemeint hat. Und nun können wir in die Verhandlungen ohne weiteres eintreten. Haben Sie die Güte, des näheren darzulegen, was wir Geistlichen, wenn wir uns Ihrerseits die Anerkennung verdienen wollen, wissenschaftlich gebildet zu sein, für eine wissenschaftliche — modern wissenschaftliche — Uebersetzung haben müssen. Dann werde ich Ihnen antworten.“

Alle schauten gespannt zu Köstlin hinüber. Der Pastor mit über der Brust gekreuzten Armen und spöttisch gekräuselten Lippen. Am erwartungsvollsten hingen Almaß, seiner Schwester, Wlode am Munde Köstlins.

„Wenn Sie wünschen — sehr gern,“ antwortete dieser ruhig. „Doch werde ich wohl nur Allbekanntes wiederholen und nur das aussprechen, was man sonst gern mit Stillschweigen übergeht. Der Erkenntnis gegenüber, zu welcher wir durch die großartigen Fortschritte, insbesondere der Naturwissenschaften, in neuester Zeit gekommen sind, ist die Geschichte der Schöpfung der Welt und des Menschengeschlechtes durch einen überweltlichen Schöpfer durchaus unhaltbar geworden. Selbst dieser überweltliche Schöpfer,“ — Köstlin sprach jetzt auch langsam, nachdrucksvoll und mit erhobener, wohlthuend metallisch klingender Stimme, — „Gott, wie ihn die Religionen nennen, ist angesichts unserer Welterkenntnis nicht mehr und nicht weniger als — unmöglich geworden.“

Köstlin hielt inne. Er hätte auch nicht ohne Unterbrechung fortfahren können, — denn es erhob sich eine mächtige Bewegung in der Gesellschaft.

Der nervöse Predigamtscandidat, welcher sich bis jetzt mit größter Anstrengung vollständig ruhig verhalten hatte, schrie jetzt laut auf:

„Unerhört, — ein Sakrilegium, — er leugnet den Allmächtigen, — er lästert unsere heilige Religion!“

Auch die andern riesen oder zischelten und brummen hin und her.

„Heinrich, ich bitte dich, nicht so scharf,“ rief Magda von Köstlin.

„Das ist männlich gesprochen,“ sagte die Dame des Hauses, indem sie Köstlin einen sprechenden Blick zuwarf.

„Famos gesagt,“ krächte der Graf Reizenberg höchlich amüßirt.

„Brauchen den Herrgott auch bei der Kavallerie nicht, — schneidiger Kavallerist muß den Teufel im Leibe haben und nicht den Herrgott, — ha, ha, — famoser Biz, Gerichtsrat, was —?“

Der Amtsgerichtsrat nickte und rieb sich unterm Tisch die Hände. Sein Freund Bürger und der alte Major oder Oberberggraf waren die einzigen, die kein Zeichen besonderer Teilnahme gaben; denn auch der Steuerinspektor hatte mehrmals den Kopf geschüttelt und der Superintendent schwer aufgeföhzt und, wie um Nachsicht flehend, inbrünstig zum Himmel, das heißt zum Plafond des Salons hinausgeschaut.

Als sich die Erregung einigermaßen gelegt hatte, hub der Pastor an:

„Ihre Aufrichtigkeit ist ebenso lobenswert, mein werter Herr, als Ihre Uebersetzung und Anschauungsweise bedauerlich und verderblich ist. Ja, sie ist nicht nur bedauerlich und verderblich — —“ er machte eine kleine Kunstpause und fuhr darauf mit erhöhter Stimme fort, — „sondern auch, — obwohl Sie Sich und alle Ihresgleichen wieder und immer wieder auf die Wissenschaft berufen — unwissenschaftlich.“

Wieder pausirte der Redner, vielleicht weil er wußte, daß seine Amtsgenossen das rege Bedürfnis haben würden, ihm Beifall zu spenden.

Das geschah denn auch.

Der Kandidat rief begeistert:

„Ausgezeichnet, — ganz unumstößlich wahr — und so klar wie die Sonne, die Gott der Herr uns scheinen läßt.“

Der Superintendent war auch äußerst befriedigt.

„Unwissenschaftlich — sehr gut — vollständig unwissenschaftlich, — denn die Wissenschaft der Wissenschaften ist die Theologie, — dem Herrn sei Dank!“

Und er nahm eine mächtige Priße zur Bekräftigung seiner Worte.

Der Pastor aber räusperte sich.

„Verstehen Sie mich recht, werter Herr von Köstlin. Just die modernen Naturwissenschaften und die auf sie basirte neueste Philosophie stützen in unvergleichlicher Weise die Lehren unserer gottgegebenen Religion.“

Er hielt von neuem inne. Wieder empfand er die Genugtuung, einen tiefen Eindruck auf seine Zuhörerschaft gemacht zu haben. Die meisten sahen erstaunt, ja höchst überrascht zu ihm hin. Nur der Kandidat war ohne weiteres mit seinem Beifall bei der Hand.

„Ausgezeichnet,“ rief er wieder. „So ist es — die Rolle aller menschlichen Wissenschaften, ihre wahrlich erhabene Rolle ist, Dienerin der Religion zu sein, bescheidene Magd der heiligen Herrin Theologie.“

Der Superintendent dagegen sah seinen Amtsbruder äußerst erstaunt, fast verblüfft an, als hätte er etwas gesagt, was über seinen, des Superintendents, Horizont weit hinausginge.

„Moderne Naturwissenschaften — Basis — hm, hm,“ brumnte er leise vor sich hin, „nun ja, allerdings, gewissermaßen, hm, hm, hm!“

„Passen Sie auf, Graf, nun wirds interessant,“ sagte der Amtsgerichtsrat, und der Rittmeister erwiderte:

„Ah bah — Naturwissenschaften können mir auch nicht imponiren. Schwärme selbstredend auch für Wissenschaft und Kunst, aber einzig wahre Wissenschaft Kriegswissenschaft, und von Künsten nur zwei, die was wert: Kunst der Pferde- und Hundedressur und Ballet —“

„Das ist doch ein bißchen stark, Graf, alle Hochachtung für die Kriegswissenschaft, aber —“ unterbrach ihn der Gerichtsrat.

„Ah Pardon,“ fiel nun schnell der Rittmeister ein, „vergaß Juristerei. Wissenschaft, wie man unbequeme Individuen unschädlich macht, auch ganz famos, auf Ehre. Nur verdammt milde geworden neueste Zeit, müßte mehr gehauen und geköpft werden, versichere Sie, bester Gerichtsrat. Macht sich aber auch so noch, wie gesagt. Wird hoffentlich bald wieder besser — was?“

Der Amtsgerichtsrat zuckte die Achseln. Zum Antworten blieb ihm keine Zeit mehr. Heinrich von Köstlin benutzte die erste Pause in dem allgemeinen Herüber- und Hinüberreden, daß die letzten Worte des Pastors hervorgerufen hatte, um diesem zu antworten:

„Nun darf ich wohl um eingehende Erläuterung Ihrer mich in der Tat überraschenden Behauptung bitten, Herr Pastor. Mir scheint sie nur sehr schwer in Einklang zu bringen mit allem dem, was man sonst von Theologen über die moderne Wissenschaft hören kann.“

„Bitte,“ — der Pastor neigte sein Haupt. „Ich werde deutlich und doch kurz sein können, da ich durch Gottes Fügung diesmal durchweg vor wissenschaftlich gebildeten Hörern die Stimme der Wahrheit ertönen lassen darf. Auf der letzten Versammlung deutscher Naturforscher hat der angesehensten und radikalsten einer, — ich könnte vielleicht sagen, der bei den Freigeistern angesehenste von allen — getrieben von der Gewalt seiner wissenschaftlichen Erkenntnis sich zu der Ueberzeugung von der Allbeseelung der Materie bekant. Was nun lag in diesem Bekenntnis? Nicht mehr und nicht weniger als das Geständnis, daß die bisherige Leugnung des Geistes in der Natur ein furchtbarer Irrtum war. Die Weltanschauung der Materialisten hatte keinen Raum für den Geist — Stoff und Kraft — weiter gab es für sie nichts in der Welt; wo sich Geist zeigte, nach ihnen: sogenannter Geist, da war es die Tätigkeit eines aus dem blinden Spiele der Naturkräfte hervorgegangenen, komplizirten, uhrwerkartigen Stoffproduktes, l'homme machine, selbst der Mensch war ihnen nicht im geringsten mehr. Nun sind die erleuchteten unter den modernsten der modernen Naturforscher, die Darwinianer, aufgestanden und doziren: daß der Geist an eine so oder ähnliche komplizirte Maschine, wie sie der menschliche Körper darstellt, gefesselt sei, das ist falsch, — die Zelle schon, das nicht nur am wenigsten komplizirte Theilchen aller Organismen, sondern das Einfache derselben, ist beseelt und, darüber hinaus, vermutlich wenigstens, nach ihrer wissenschaftlichen Erkenntnis vermutlich, alles was da ist. Und nun, meine Herrschaften, sehen wir noch etwas schärfer zu: was die Materie eigentlich sei, wer wüßte, wer weiß es. Die

Naturwissenschaft braucht zum Aufbau ihrer Lehren der Atome — befragt man sie, was man sich unter den Atomen vorzustellen hatte, ja, wie auch nur ihre Existenz zu beweisen sei, so erhält man keine Antwort, die ehrlichen Naturwissenschaftler gestehen ein, die Atomtheorie sei eine Hypothese, eine der Wissenschaft bislang bequeme, die gelehrte Unwissenheit unter einem groß hingemalten & bergende inhaltleere Vermutung. Aus diesen eingebildeten, unbewiesenen, unbegriffenen Atomen ist die Materie zusammengesetzt, die Ihnen, mein Herr von Köstlin und Ihren Meinungsgeossen, Anfang und Ende, der Mikrokosmos und der Makrokosmos — Alles im All war; von den Pfeilen aus dem Holze dieser Weisheit geschätzt, glaubten Sie die heilige Religion und den ewigen Gott, den Geist in, um und über der Welt töten zu können, — und jetzt hat sich Ihre eigene Naturwissenschaft wider Sie gewendet und ruft Ihnen zu: „Das Einzige, was wir wissen von und an der Materie — das ist der Geist! — So steht es, meine Herrschaften, — und der Geist, der in allem lebt und webt, der Geist in allem, was Sie und Ihresgleichen, Herr von Köstlin, Materie nennen, waltet und wirkt, in allem, und weil in allem, auch über allem Einzelnen — ist Gott der Allmächtige. Die Erscheinungen bilden die Welt, das Wirkende in und über den Erscheinungen ist Gott, — nennen Sie es anders, wenn Sie vor dem Worte Gott zurückzucken; anders können sie es jedoch nicht nennen, wenn Sie wahr und wahrhaftig auf der höchsten Höhe moderner Wissenschaft stehen, als Allgeist!“

Der Pastor hatte geendet.

„Erhaben, großartig, — o, mein hochverehrter Herr und Lehrer, nehmen Sie meinen heißen Dank für diese herrlichen Worte, — der heilige Geist selbst hat aus Ihnen gesprochen, — er sei gelobt in Ewigkeit!“ also rief der Kandidat.

„Amen!“ sagte mit hoher Würde der Pastor.

Der Superintendent wollte auch etwas sagen, aber er wußte absolut nicht, was, und der Mund blieb ihm weit offen stehen, ohne daß er eine Silbe hervorgebracht hätte.

Der Rittmeister nieselte wieder dem Amtsgerichtsrat seine Meinung in die Ohren.

„Donnerwetter — Mann Gottes redet wie geschmiert, auf Kavaliereparole. Verflucht neugierig, ob der von Köstlin gegen die Suade wird ankommen, — übrigens kostbarer Spaß doch, — die Geschichte, was, Amtsgerichtsrat? Apropos — l'homme machine — Bonmot vom alten Fritz — wie? Ausgezeichneter Witz von Sr. philosophischen Majestät — werde mir merken und Vortrag darüber bei nächster Champagnerbowle im Kasino halten — Kerls werden Maul und Nase aufsperrern — auf Ehre!“

Die Damen sahen erwartungsvoll auf Köstlin. Seine beiden Schwestern schauten dabei etwas verlegen drein, — trotz allem Respekt, den sie vor ihrem Bruder hatten, empfanden sie doch Beforgnis, er werde der Ueberlegenheit des berühmten Kanzelredners zu rasch unterliegen.

Frau Burger dagegen blickte Köstlin herausfordernd und ermutigend an, und auch Alma, des Pastors Schwester, hatte ihre Blicke zu ihm gewendet und zeigte sich viel weniger erhoben von dem, was ihr Bruder gesagt, als gespannt auf das, was dessen Gegner antworten werde.

Köstlin hatte anfänglich auch verwundert der Auseinandersetzung des Geistlichen zugehört, — jetzt sagte er:

„Sie haben allein von Gott gesprochen, Herr Pastor. Wenn ich Ihnen nun auch den Allgeist zugeben wollte, so wäre damit noch bei weitem nicht alles gerettet, was unveräußerlich zu den Lehren der Religion Christi gehört. Aber auch Ihr Allgeist, — Herr Pastor, was ist er? Der ehrliche Naturforscher gesteht, daß er von den Atomen ebensowenig als von dem Wesen der Materie weiß, — darin haben Sie völlig recht. Und wie wäre es anders möglich? Die letzten Theile und das Wesen des Seienden, das sind Dinge, die an der Peripherie dessen gelegen sind, das der Mensch zum Gegenstande seiner Forschung überhaupt machen kann, indes er, der Mensch selbst, im Centrum steht und von da nach allen Seiten tastend in der Erkenntnis vordringt. Zur Peripherie kommt er zuletzt, — und

wenig erschrecken, als die Flammen plötzlich unter ihnen aus Turm und Dach hervorzüngelten. Sie konnten sich mit Mühe noch retten. Bald stand das ganze Dach in Flammen und die brennenden Türme nebst dem Dachstuhl stürzten zusammen, doch blieb der Kaisersaal verschont. Der Wind trug die Funken weithin und an verschiedenen Stellen der Stadt loderte die Flamme von neuem auf.

Es gelang indes der Feuerwehr noch rechtzeitig zu löschen. Traurig und öde sieht das Rathaus mit seinen zerstörten Giebeln nun auf den Marktplatz hinab, wo sich an den Markttagen ein buntes Gewühl entwickelt. Die Herstellung wird eine erhebliche Zeit in Anspruch nehmen.
W. B.

Eine nützliche Pflanze. Die Hauptsache im Leben des Chinesen ist der Bambus, und so ist es uns auch erklärlich, daß die Bambuspflanzen des himmlischen Reiches wertvoller sind, als seine Minen und nach Reis und Seide ihren Eigentümern die meisten Revenuen bringen. Treten wir in eine chinesische Wohnung. Drinnen sehen wir an den Sparren befestigt eine Anzahl Haken von spitzem Bambus, an welchen Stücke getrockneten Schweinefleisches und ähnlicher Proviant herabhängt. In einer Ecke hängt ein wasserdichter Hut und Rock, welche beide aus Bambusblättern hergestellt sind. Anderswo bemerken wir allerlei landwirtschaftliches Gerät, welches der Hauptsache nach aus der erwähnten Pflanze angefertigt ist. Ueberhaupt sind alle Möbel — mit Ausnahme der Tischplatte — aus demselben Material hergestellt. Das Fischernetz, die Körbe der verschiedensten Art und Gestalt, Papier und Feder, das Kornmaß, das Trinkgefäß, die Eßstäbchen und schließlich die Tabakspfeifen, alles ist aus Bambus. Der Mann, der diese Hütte bewohnt, ist die zarten Schößlinge der Pflanze. Frage ihn nach den frühesten Jugendeindrücken, und er wird dir sagen, daß dieselben verbunden sind mit dem Korbgeflecht seiner Bambuswiege. Sprich von seinem Ende, und er wird den Wunsch ausdrücken, in einem Bambusdickicht die letzte Ruhe zu finden.

Alte Hute. Von den Einwohnern der Nicobareninseln wird berichtet, daß sie eine große Leidenschaft für die ausgerauhten Hüte der zivilisierten Völker haben. Zwischen Kalkutta und jener Inselgruppe wird ein regelrechter Handel mit diesem Artikel getrieben. Der Wert der Hüte wird gemessen nach Kokoßnüssen, dem einzigen Produkt der Inseln. Das Angstrohr — der Zylinder — ist die Lieblingsfaçon — je höher, desto besser, und der Gipfel aller Wünsche der Bewohner der Nicobaren ist ein hoher weißer Hut mit schwarzem Bande. Ein solches Exemplar wird mit 50—65 Kokoßnüssen bezahlt und ist der Lieblingspuz des Wilden, wenn er zum Fischen geht.

Aus allen Winkeln der Zeittliteratur.

Zum Kapitel „Weichselrohr“. Wie es bei etymologischen Ableitungen zu gehen pflegt, bei denen der Phantasie und Willkür ein weiter Spielraum sich öffnet, sobald man die wirkliche Ursprungsform und Wandlung eines Wortes im Zeitlaufe unberücksichtigt läßt, so hat es sich auch bei der in diesen Blättern mehrfach verhandelten Weichselfrage gezeigt. Ist die gewöhnliche Ableitung von dem Flusse Weichsel, die wenigstens die orthographische Identität für sich hatte, auch falsch, so ist die uns als „Berichtigung“ gesandte Parallelsirung mit „Weichselzopf“ und die angebliche Ableitung von dem polnischen Namen für Hexe noch weit unbegründeter: der Name ist vielmehr altdeutsch und von Quist, d. h. Zweig oder Ast, abgeleitet. Man nannte die Kirichen, Vogelbeeren und andere an Bäumen wachsenden kleineren Früchte (vielleicht zum Unterschiede von den Erdbeeren und Heidelbeeren) Quistbeeren, d. h. Zweig- oder Astbeeren. Daraus leiten sich drei noch heute gebräuchliche Baumnamen her, nämlich 1) Quistbeerbaum, Quistische, Quitz, Quette, wie die Vogelbeere (*Sorbus aucuparia*) in der Mark und durch ganz Norddeutschland heißt, 2) Quette, Quätsch, Quetschen, Quetschge, Zwetsche und Zwetschge, wie bekanntlich in vielen Gegenden die gewöhnliche Pflaume genannt wird, und 3) der Name Weichsel. In dem soeben erschienenen Werke über „die deutschen Volksnamen der Pflanzen“ von Dr. C. Friebel und Dr. C. Jessen (Hannover, Ph. Cohen 1882) kann man sich leicht von der allmählichen Umbildung dieser Namen überzeugen, und man sieht hier klar, daß die zum Kirchengeschlecht gehörigen Bäume (Vogelkirsche, Süß- und Sauerkirsche, Gebirgskirsche, Steinkirsche, Faulbaum) früher allgemein Zwiesel- oder Zwieselbeerbäume, d. h. Zweigbeerbäume, genannt wurden. Daraus bildeten sich schon vor mehreren Jahrhunderten die allen diesen Bäumen viel ge-

wöhnlicher als die heute gebräuchliche Benennung „Kirsche“ beigelegten Namen Quist- und Quistbeere, Quisel, Weiselbeerbaum, Weichseln, Weiseln, Weiseln u. s. w. aus. Schon bei dem alten deutschen Botaniker Hieronymus Bod aus dem Zweibrückischen (1498 bis 1554) heißt unsere gewöhnliche Sauerkirsche (*Prunus Cerasus*) „Weichseln“, und ähnlich nennt man sie noch heute in den Kantonen Bern und Appenzell „Weichsla“ und „Weichslein“. Daraus ist erst in der neueren Zeit der Name „Weichsel“ entstanden, und unter Weichsel versteht man in ganz Süddeutschland (Schwaben, Bayern) und Oesterreich eben die gewöhnliche Sauerkirsche und nicht die Steinkirsche (*Prunus Mahaleb*), welche das „Weichselrohr“ liefert und wegen ihrer Häufigkeit in Ungarn als „ungarische Weichsel“ oder „Weiseln“, wie man in Siebenbürgen schreibt, von der gewöhnlichen Weichsel unterschieden wird. Mit dem Weichselstuf ist also hier kein ersichtlicher Zusammenhang vorhanden, und wenn es sich — wie kaum zu bezweifeln — mit Weichselzopf ebenso verhält, so haben wir hier drei völlig gleichgeprochene und gleichgeschriebene Worte ohne näheren etymologischen Zusammenhang.

(Tägliche Rundschau.)

Proben deutscher Volkspoesie der Gegenwart.

Geh' nicht mit mir!

Geh' nicht mit mir und laß allein mich ziehen,
Für deine Füße ist mein Weg zu rauh;
Es wölbt sich über mir kein freundlich Blau
Und ewig wird des Schicksals Günst mich fliehen!

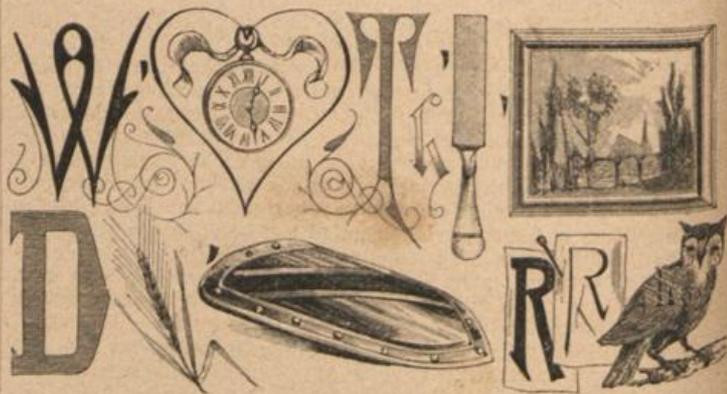
Geh' nicht mit mir, denn eine lange Reise
Voll Not und Drangsal lieget mir noch ob,
Und wenn du mich nicht hindern willst darob,
So laß allein mich zieh'n nach meiner Weise!

Geh' nicht mit mir, — ich will ja gerne dulden,
Geh' dir's nur wohl, — und ringen kühn allein;
Mit mir wirst du gehaßt und elend sein,
Und dies, Geliebte, laß mich nicht verschulden!

Geh' nicht mit mir, ich kann dir niemals geben,
Wie es verdient dein reines, edles Herz;
Geh', weil ich's will, bezwinde deinen Schmerz,
Und bind' dich nicht an ein verlor'nes Leben!

23.

Rebus.



Auflösung des Rebus in Nr. 23:

Schweigen ist der beste Herold der Freude.

Inhalt: Böse Zungen. Novelle von A. Titus. (Schluß.) — Die Wüste Sahara. Von W. Vlos. (Mit Illustrationen.) — Preussisches Wörterbuch. Von Eduard Sad. — Charles Dickens, sein Leben und seine Werke. (Schluß.) — Krankheiten der Neuzeit bei der erwerbenden Bevölkerung. Von Prof. Reclam. — Das schwäbische Volksfest. (Mit Illustration.) — Um Wahrheit. Novelle von Reinhold Kern. (Fortsetzung.) — Abenteuerliche Unternehmungen. — Das Rathaus zu Aachen. (Mit Illustration.) — Eine nützliche Pflanze. — Alte Hüte. — Aus allen Winkeln der Zeittliteratur: Zum Kapitel „Weichselrohr“. — Proben deutscher Volkspoesie der Gegenwart: Geh' nicht mit mir! — Rebus. — Aertzlicher Ratgeber. — Redaktionskorrespondenz. — Geneinnütziges. — Mannichfaltiges. — Humoristisches.